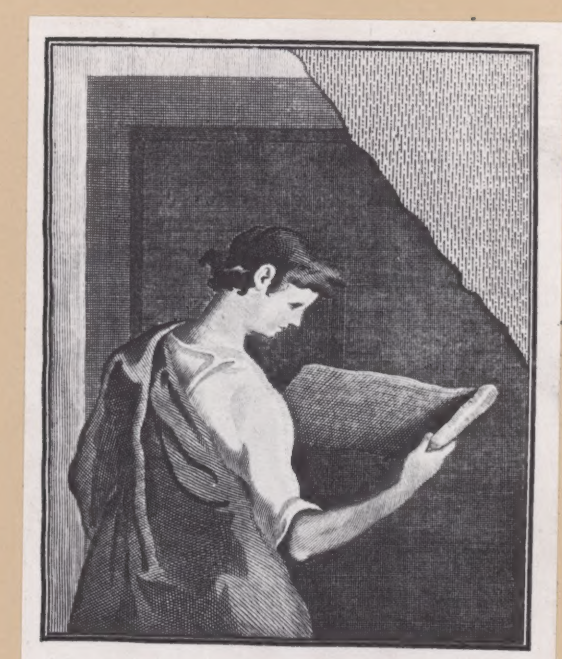
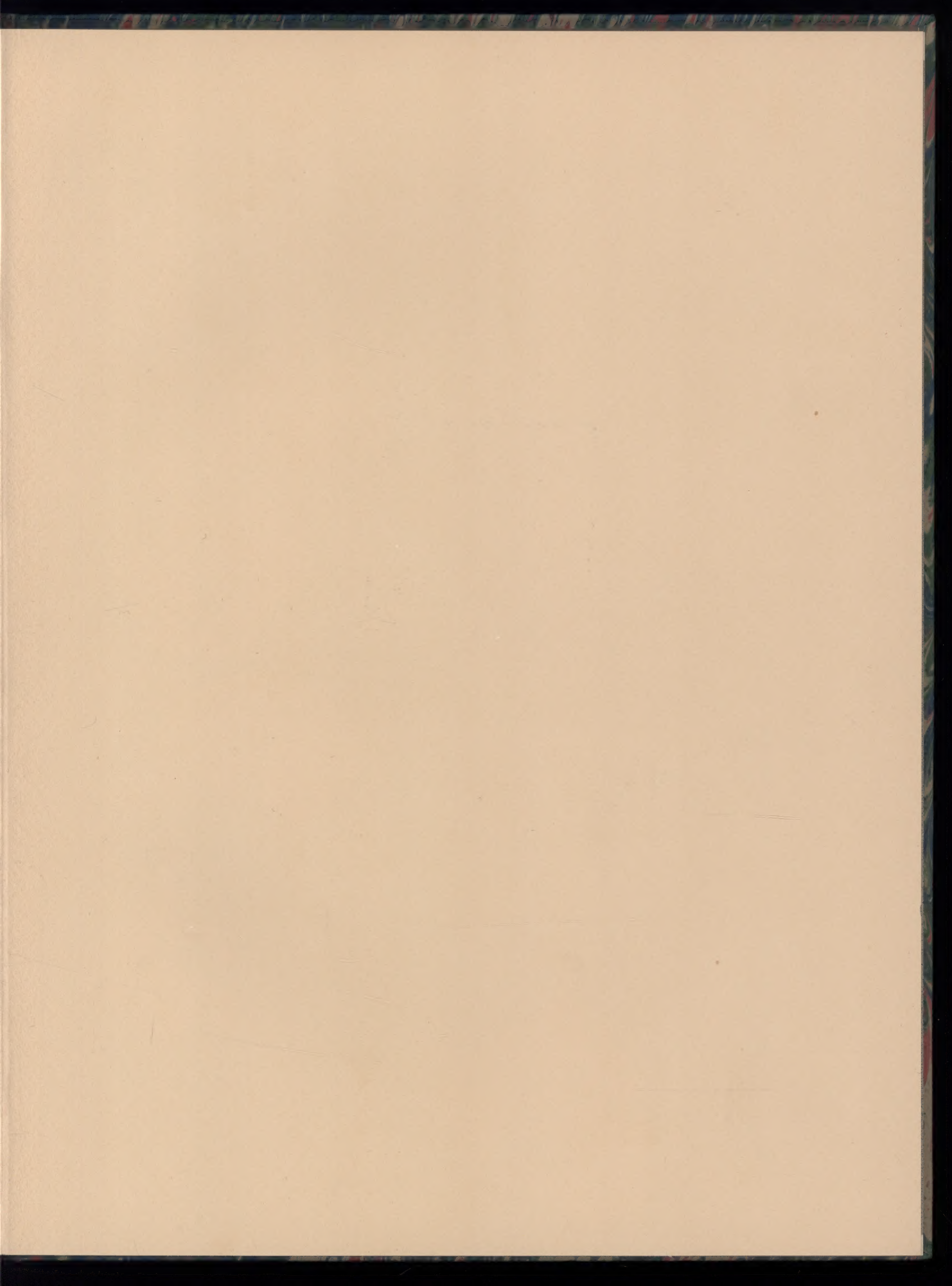

Jahrbuch der Gesellschaft
Hamburger Kunstfreunde
1 9 0 3





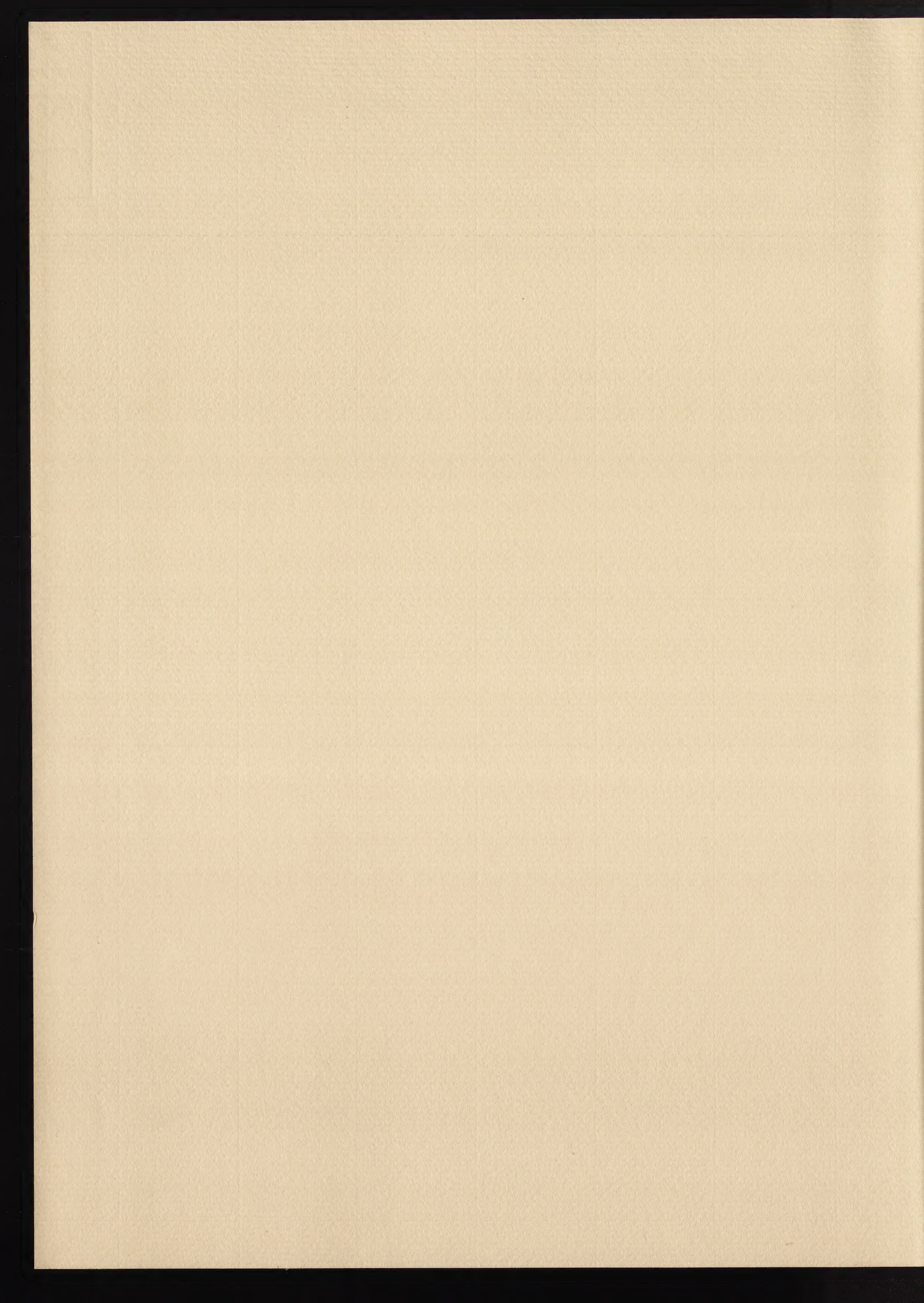


ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT

EXEMPLAR № 240



VERZEICHNIS DER MITARBEITER




JAHRBUCH
DER
GESELLSCHAFT
HAMBURGISCHER
KUNSTFREUNDE
MDCCCCIII

PUBLIKATIONEN

HAMBURGISCHER, MIT DER KUNSTHALLE IN VERBINDUNG STEHENDER GESELLSCHAFTEN UND VEREINE

KUNSTHALLE

EINZELSCHRIFTEN ÜBER HAMBURGISCHE KÜNSTLER

Alfred Lichtwark:

MEISTER FRANCKE, 1424, mit 22 Abbildungen.

MATTHIAS SCHEITS, 1630—1700, mit 46 Abbildungen.

JULIUS OLDACH, 1804—1830, mit 46 Abbildungen.

GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

KATALOGE der Ausstellungen mit Einleitungen von Alfred Lichtwark. Buchausstattung gezeichnet und geschnitten von Mitgliedern der Gesellschaft 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902.

C. Hofstede de Groot:

KATALOG DER SAMMLUNG GLITZA. Mit Illustrationen. Hamburg 1896.

JAHRBUCH DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE. Eine Zeitschrift für hamburgische Dilettanten und Kunstfreunde. Illustrationen und Buchausstattung von Mitgliedern der Gesellschaft. Herausgegeben von Alfred Lichtwark. Als Manuskript gedruckt. Jahrgänge 1895, 1896, 1897, 1898, 1899, 1900, 1901, 1902, 1903.

HAMBURGISCHE LIEBHABERBIBLIOTHEK. Herausgegeben von Alfred Lichtwark. Als Manuskript gedruckt.

Alfred Lichtwark: PHILIPP OTTO RUNGE ALS SILHOUETTIST. 7 Tafeln Pflanzenstudien mit Scheere und Papier, geschnitten von Mitgliedern der Gesellschaft. 1895. (Vergriffen.)

Paul Hertz: UNSER ELTERNHAUS. (Vergriffen.)

Berend Goos: JUGEND-ERINNERUNGEN. 3 Bände. Herausgegeben von Herrn Pastor Roosen.

Alfred Lichtwark: STUDIEN. 2 Bände. (Vergriffen.)

HANS HOLBEINS BILDER DES TODES. Einleitung von Alfred Lichtwark. Mit 49 Tafeln.

DÜRERS MARIENLEBEN. Einleitung von Alfred Lichtwark. 20 Tafeln. 1898.

Albert Köster: HAGEDORNS GEDICHTE. Buchschmuck gezeichnet und geschnitten von Mitgliedern der Gesellschaft. 1898.

Adolf Metz: BISMARCK UND DAS DEUTSCHE VOLK. 1898.

Berthold Litzmann: UNSER ABSCHIED VON BISMARCK. 1898.

Julius Spengel: JOHANNES BRAHMS. 1898.

Emma Dina Hertz, geb. Beets: DIE URGROSSELTERN BEETS. Buchschmuck von Mary Warburg, geb. Hertz. 1899.

Victor Böhmert: ERINNERUNGEN AN HEINRICH CHRISTIAN MEYER — STOCKMEYER —. Für die Familie gesammelt von Heinrich Ad. Meyer. 1900.

Dr. M. Spanier: GUSTAV FALKE ALS LYRIKER. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen mit einer Einleitung. 1900.

Gustav Schiefler: FREIHERR ERNST VON MERCK, REISEERINNERUNGEN AUS LONDON UND PARIS — 1851 —. 1900.

Professor A. Wohlwill:
BÜRGERMEISTER PETERSEN. 1900.

Dr. Otto Rüdiger: CASPAR VON VOGHT, EIN HAMBURGISCHES LEBENSBILD. 1901.

H. Benrath:
CARL SCHWENCKE, ERINNERUNGEN. 1901.

Walter Hübbe: BRAHMS IN HAMBURG. 1902.

Dr. Otto Beneke: GESCHICHTE DER FAMILIE LORENZ MEYER IN HAMBURG. Buchschmuck von Ed. Lorenz Meyer. 1902.

Adolf Metz: KLOPSTOCK DER ERWECKER. 1903.

In Vorbereitung ferner u. a.: Prof. A. Metz, Brockes, u. a. m.

HAMBURGISCHE KUNSTBLÄTTER [GLITZABLÄTTER]

Julius von Ehren: Enten, Farbendruck.

Ernst Eitner: Bildnis, Lithographie.

Arthur Illies: Mondaufgang.

Arthur Illies: Mondnacht.

Arthur Illies: St. Jakobi-Kirchhof.

Julius Wohlers: Hühner.

Die Publikationen der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde werden ausschließlich für hamburgische Liebhaber hergestellt und sind nur durch die Commetersche Kunsthandlung zu beziehen.

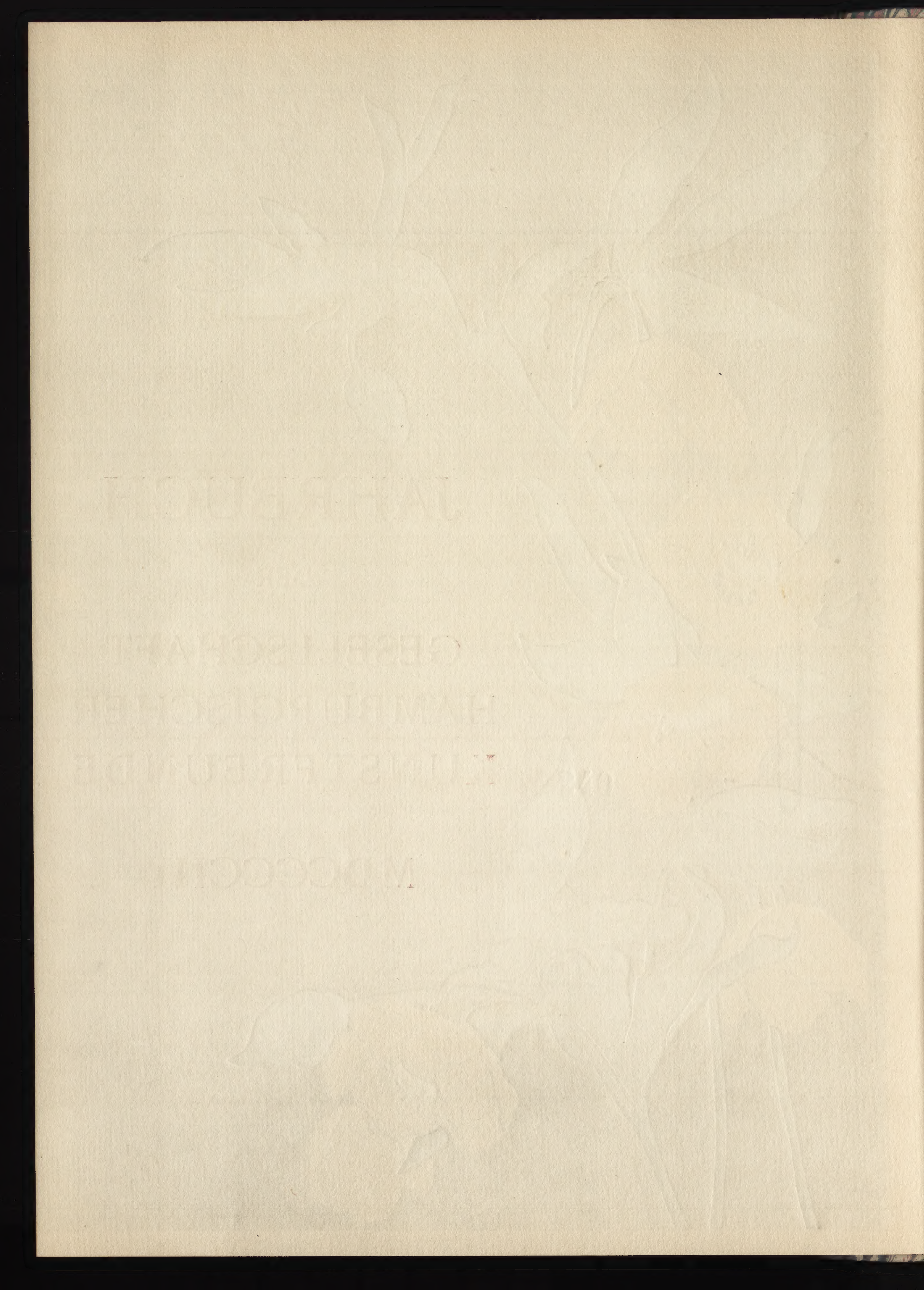
KUNSTVEREIN

Alfred Lichtwark:
HERMANN KAUFFMANN und die Kunst in Hamburg, mit Illustrationen. 1892.

Alfred Lichtwark:
DAS BILDNIS IN HAMBURG, mit 30 Heliogravüren und 100 Autotypien. 2 Bände. Als Manuskript gedruckt.

Fortsetzung 3. Seite des Umschlags


JAHRBUCH
DER
GESELLSCHAFT
HAMBURGISCHER
KUNSTFREUNDE
MDCCCCIII



JAHRBUCH DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

IX. BAND

HAMBURG 1903
LÜTCKE & WULFF



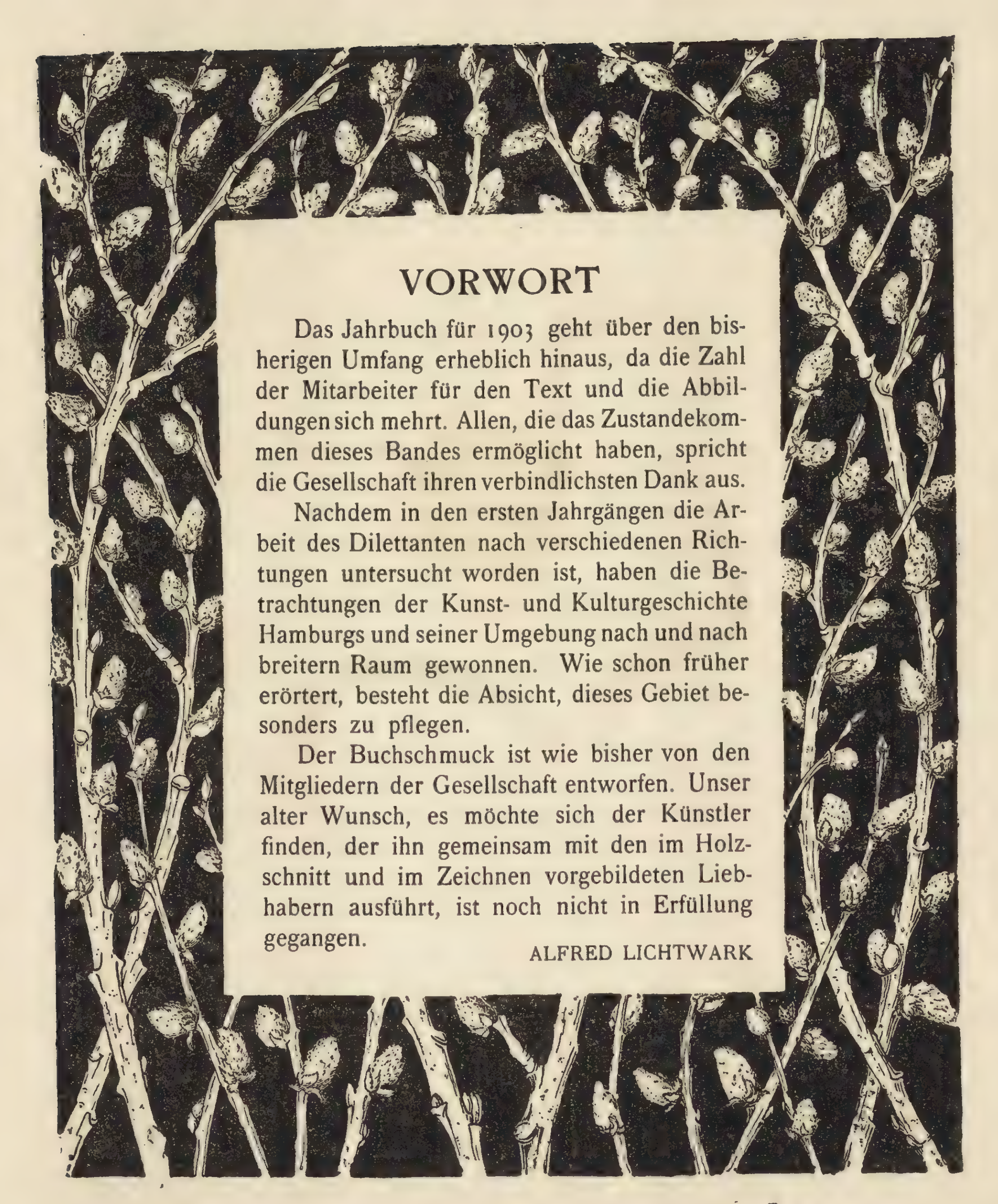
ALS MANUSKRIPT GEDRUCKT

EXEMPLAR No. 240



VERZEICHNIS DER MITARBEITER





VORWORT

Das Jahrbuch für 1903 geht über den bisherigen Umfang erheblich hinaus, da die Zahl der Mitarbeiter für den Text und die Abbildungen sich mehrt. Allen, die das Zustandekommen dieses Bandes ermöglicht haben, spricht die Gesellschaft ihren verbindlichsten Dank aus.

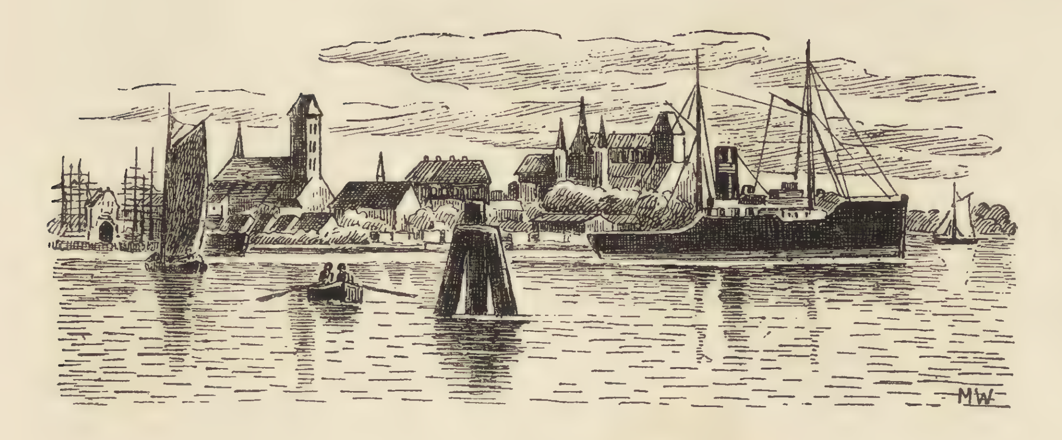
Nachdem in den ersten Jahrgängen die Arbeit des Dilettanten nach verschiedenen Richtungen untersucht worden ist, haben die Betrachtungen der Kunst- und Kulturgeschichte Hamburgs und seiner Umgebung nach und nach breitern Raum gewonnen. Wie schon früher erörtert, besteht die Absicht, dieses Gebiet besonders zu pflegen.

Der Buchschmuck ist wie bisher von den Mitgliedern der Gesellschaft entworfen. Unser alter Wunsch, es möchte sich der Künstler finden, der ihn gemeinsam mit den im Holzschnitt und im Zeichnen vorgebildeten Liebhabern ausführt, ist noch nicht in Erfüllung gegangen.

ALFRED LICHTWARK

D. März 03.

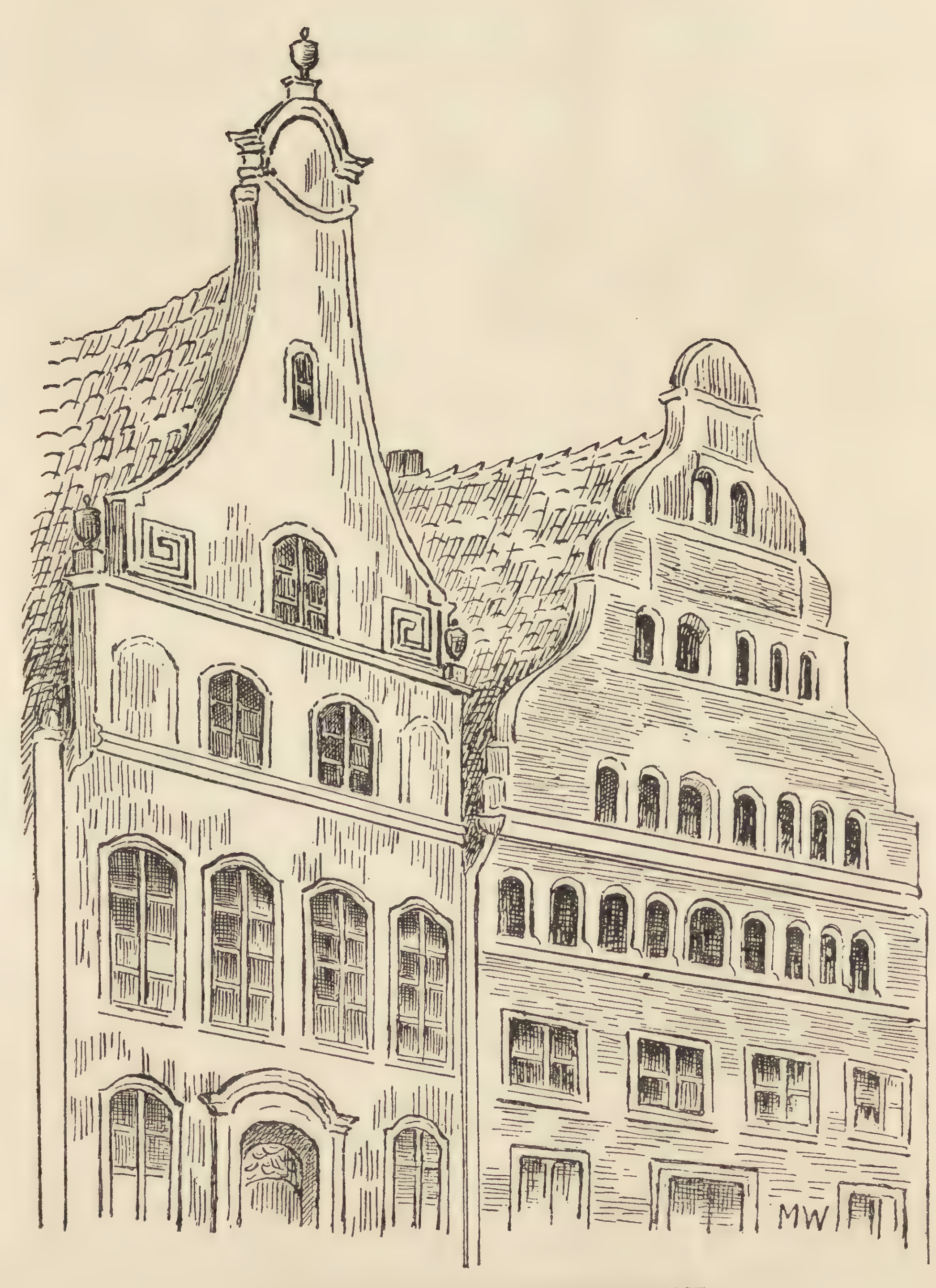




WISMAR VOM HAFEN AUS GESEHEN
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

WISMAR

Nicht viele deutsche Städte haben so wechselvolle Schicksale durchgemacht wie Wismar. Im Jahre 1228 von Kaufleuten aus Wisby angelegt, soll es schon im folgenden Jahre Stadtrechte erhalten haben. Hier läßt man jetzt mit der Tagung der wendischen Städte im Jahre 1256 die Bundestätigkeit der Hansa ihren Anfang nehmen. Damit beginnt die mittelalterliche Blütezeit Wismars, die etwa anderthalb Jahrhunderte lang andauert; im Zenit stand Wismars und der Hansestädte Ansehen, als im Stralsunder Frieden 1370 der dänische Reichstag ihnen nicht nur bedeutende Einkünfte zugestand, sondern auch sich verpflichtete keinen König anzuerkennen, es sei denn mit dem Rat der Städte. Aber 1376 raffte eine Seuche nicht weniger als zehntausend Einwohner Wismars hin, und im fünfzehnten Jahrhundert war die Stadt Schauplatz erbitterter Verfassungskämpfe. Früh findet die Reformation in der mit freiheitlichen Privilegien ausgestatteten Hansestadt Eingang. Wallenstein nahm die Stadt im Jahre 1628; im westfälischen Frieden ließ Schweden sich diesen wichtigen Hafenplatz Mecklenburgs nicht entgehen. Christian V. von Dänemark, Bundesgenosse des großen Kurfürsten, nahm Wismar den Schweden 1675;



ALTE GIEBEL IN DER WASSERTORSTRASSE
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

es fiel ihnen wieder zu im Frieden von St. Germain en Laye 1679. Aufs neue verlor Schweden diesen seinen Besitz infolge der Abenteuer Karls XII.; 1716 ergab es sich seinen verbundenen Gegnern; es war damals der letzte Posten, den die schwedischen Waffen auf deutschem Boden behaupteten. Dänen, Preußen und Hannoveraner besetzten es; aber die Russen meinten hier einen Stützpunkt ihrer Macht gewinnen zu können. Daß die Alliierten dies vereitelten, erregte den Zorn Peters des Großen; er quartierte sich für den Winter auf 1717 im Herzogtum Mecklenburg ein, als wäre es eine jedem Gast offenstehende Herberge, freilich unter Zustimmung des Herzogs, der bei dem russischen Selbstherrscher Beistand dafür suchte, Recht und Verfassung seines Landes bei Seite zu setzen. Endlich mußten die Russen abziehen; im Frieden von 1720 kehrte Wismar unter die Krone Schwedens zurück. Diese Schwedenherrschaft war eine Abnormität, aus der für Wismar kein Heil erwuchs. Als 1803 im Malmöer Vertrag Stadt und Herrschaft Wismar Herzog Friedrich Franz I. von Mecklenburg-Schwerin als Landesherrn begrüßen konnte, war der Jubel groß. Freilich kam Wismar nicht als Besitz, sondern als Pfandgut an Mecklenburg; Schweden scheute die öffentliche Meinung, wollte auch die an den Kaiser zu zahlende Lehnsrekognition vermeiden, so verpfändete es Wismar gegen 1 250 000 Taler Hamburger Banko, eine Summe, deren Zinsen die regelmäßigen Einkünfte von Stadt und Herrschaft Wismar um mehr als das Doppelte übertrafen. Nach Ablauf von hundert Jahren sollte Schweden das Recht zustehen, das Pfandgut einzulösen; würde das nicht geschehen, so sollte der Vertrag stillschweigend ein weiteres Jahrhundert in Kraft bleiben. In den Vorverhandlungen war übrigens die definitive Abtretung Wismars von schwedischer Seite wiederholt ausgesprochen worden.

Von den Leiden der napoleonischen Zeit, die Wismar trafen, von den üblen Folgen, welche die Ausnahmestellung Wismars in Mecklenburg verursachte, braucht hier nicht weiter die Rede zu sein, nur mag erwähnt werden, daß diese Stellung die Errichtung eines Kriegshafens in Wismar unmöglich machte. Fünfzig Jahre nach der Wiedervereinigung mit dem seit alters angestammten Herrscherhause lud man wohl das großherzogliche Paar zu einer Jubelfeier ein, ließ es aber sonst deutlich genug merken, daß man sich mit dem Vaterland, dem engeren wie dem weiteren, nur sehr äußerlich verbunden fühlte. Wiederum fünfzig Jahre später haben sich die allgemeinen Verhältnisse gänzlich verwandelt. Die schwedische Regierung sah sich zum ausgesprochenen Verzicht auf die

Wiedereinlösung Wismars nicht nur durch die Unmöglichkeit veranlaßt, die für diese erforderliche Summe zu zahlen (nach verschiedener Berechnung auf 108 oder auf 450 Millionen Mark angegeben), sondern auch durch die Erwägung, daß dieser Besitz, einst ein Brückenkopf der großen schwedischen Herrschaft auf dem Kontinent, jetzt politisch ganz unwichtig ist, und durch die moralische Verpflichtung, seine frühere Besitzung von allerlei Mißlichkeiten und Beeinträchtigungen zu befreien, die ihr anhafteten, so lange sie nicht völlig in ihr deutsches Heimatsland einverleibt war. So ist, ohne daß es viel Aufsehen erregte, ein Erbe übler Vergangenheit beseitigt worden, das unwürdig war, das aber auch ein Stück des deutschen Vaterlandes geradezu benachteiligte.

Die Geschichte Wismars bildet sich ab in seinen Bauten — seine einstige Blüte, sein Niedergang, seine Hebung in neuester Zeit. Denkmäler seiner Blüte sind vorzüglich seine alten Kirchen. War doch das Gotteshaus im Mittelalter keineswegs nur die Stätte des sonntäglichen Kultus, sondern wie es täglich seine Tore öffnete, war es zugleich Gemeindehaus, und seine Ausstattung war nicht nur das Zeugnis der religiösen Gesinnung, sondern zugleich das Denkmal des Ansehens und Wohlstandes der Stadt. Vorzüglich durch Stil und Schmuck des Gotteshauses nahm die bürgerliche Gemeinde Anteil an dem Kunstleben der Zeit. Die Periode, in welche die berühmten drei alten Kirchen Wismars hinaufreichen, ist bestimmt durch die Marienkirche in Lübeck. Hier war der gotische Backsteinbau zum ersten Mal so großartig ausgeführt, daß westwärts bis zur Weser, ostwärts bis über Mecklenburg hinaus diese Bauweise maßgebend wurde. In Wismar folgte man dem begeisternden Vorbilde mit der gleichfalls der heiligen Maria (die neben St. Nicolaus Schiffer und Fischer in ihren besonderen Schutz nahm) geweihten Kirche seit 1339; als Baumeister wird genannt Johannes Grote. Das Langhaus hat eine innere Höhe von 109 Fuß, eine Länge von 300 Fuß bei geringer Breite. Der Turm entbehrt seit 1539 die durch eine Feuersbrunst zerstörte Spitze; er ist noch 288 Fuß hoch. Sehenswert ist ein bronzenes Taufbecken aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; es wird von Engeln getragen und stellt in Reliefs Szenen aus der neutestamentlichen Geschichte dar; beim Volke hoch berühmt ist das eiserne Gitter, das das Taufbecken umgibt, dessen Künstlichkeit die mittelalterliche Sage auf den Teufel zurückführte, den der Schmied zu Hülfe gerufen habe, als er an seiner eigenen Kunstfertigkeit verzweifelte. Die Größe der Marienkirche suchte Heinrich von Bremen zu überbieten in der St. Nicolauskirche,



WÄDEKINS HOTEL, GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER



WASSERTURM BEI DER MÜHLENSTRASSE
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

deren Bau er 1381 begann; ihr Chor ist bis zur Höhe von 128 Fuß hinangeführt, wie von Riesen für Riesen gebaut; der Turm ist auch hier durch ein Satteldach abgeschlossen, nachdem ein Sturm die Spitze hinuntergestürzt hat. Die dritte der berühmten Kirchen Wismars ist die St. Jürgenkirche, mit niedrigerem Chor, aber hohem Langhaus. Erinnern diese gotischen Gotteshäuser, sowie die hochberühmte alte Schule (jetzt Altertumsmuseum) an die Blüte Wismars als eines Mitgliedes der Hansa, so rufen mehrere Profanbauten die Jahrhunderte ins Gedächtnis, in denen Wismar eine der wichtigsten Residenzen der Landesherren war. Diese führten hier die Renaissance ein, indem sie seit 1552 durch niederländische, später durch italienische Baumeister den Fürstenhof errichteten, einen reich verzierten Backsteinbau, dessen Hauptportale in Sandstein ausgeführt sind. Auch einige Patrizierhäuser, beispielsweise das sog. Kochsche Haus, entstammen derselben Zeit. Daß den Jahrhunderten des großen Krieges und der langen Fremdherrschaft eine Zeit des Aufblühens gefolgt ist, beweisen auch die Restaurationen, die in den letzten fünfundzwanzig Jahren an den vorzüglichsten Baudenkmälern vorgenommen sind.

Man besitzt einen Kupferstich von Jan Luyken (1649—1712), der die Belagerung Wismars im Jahre 1675 darstellt. Hier gewährt die turmreiche Stadt einen bei weitem imposanteren Anblick, als heutzutage. Aber wieviel kräftiger noch pulsierte das Leben einst vor dem hochgiebligen Wassertor und an der Hafenkante, als zu Friedenszeiten Schiffe von hier nach Spanien und Portugal in See stachen, als im Kriege die Wismarschen den Dänen schlimme Niederlagen zufügten, wie 1358, da sie den dänischen Anführer gefangen einbrachten! Doch hat sich im letzten Jahrhundert die Bevölkerung der Stadt schon fast vervierfacht. Hoffen wir, daß es ihr reichlich zu Gute kommt, daß jetzt der letzte Rest oder Schein von Oberhoheit einer nicht deutschen Regierung über eine deutsche Stadt abgetan ist, das letzte Überbleibsel des Erbes schlimmer Zeiten sich hat in Nichts auflösen müssen vor der Würde des deutschen Reiches.

SENIOR BEHRMANN





DER GESTIEFELTE KATER

PROBEN AUS EINER NEUDICHTUNG DIESES MÄRCHENS

VON GUSTAV FALKE

(AUS DEM II. GESANG)

Eh noch des Nachbars Kuh gekalbt, ritt Wilhelm vom Hofe.
Sehr lang war er und mager und knochig, ihm hingen die Beine
Bis auf den Boden beim Reiten, er mußte sie krümmen entweder,
Oder steif nach vorn ausstrecken. So saß er im Sattel.
Und es krähte der Hahn beim Abschied, und bellte der Hofhund,
Auch der Esel schrie, als wollt' er die Grüße erwidern.
Zweimal hörte man noch aus der Ferne die Stimme des Grauen,
Aber es krähte der Hahn gleich dreimal kräftig dagegen,
Schlug mit den Flügeln, flog auf den Mist und krähte zum vierten.

Hans ging, um der Lust der Spötter ein Schnippchen zu schlagen,
Ohne Hinze vom Hof und zum Dorf hinaus. Unterm Arme
Trug er, sorglich verhüllt, die Stiefel des Katers. Der war ihm
Seitwärts schon durch die Felder vorausgelaufen. Es hatte
Keiner ihn gesehen, als ein paar Hühner und Enten,
Die erschrocken ihm wichen, denn er hatte es eilig,

Sprang mit so mächtigem Sprunge, daß sie vermeinten, es wäre
Plötzlich der sonst so friedliche Hinze verwildert und wollte
An den Kragen ihnen; sie schrien gewaltig und flohen
In den Tümpel und unter die Hecken, da schnatterten lange
Sie und gackelten. Über die Felder lief Hinze indessen,
Setzte über die Gräben und schlüpfte durch Knicks und geschloss'ne
Gatter, am Rande der Weiden hin, wo die käuenden Kühe,
Dummlich glotzend, den Kopf nach ihm wandten, aber er ließ sie
Glotzen und ließ auch die Maus am Rande des Hafers und schenkte
Kaum einen Blick den Vögeln, die ängstlich entflohen. Auch eines
Steinwurfs achtete Hinze nicht, eines feigen. So kam er
Früher zur Stelle als Hans und saß schon wartend am Wege,
Als der langsam den Hügel herauf mit staubigen Stiefeln
Stieg, die Stirne vom Schweiße sich trocknend. Es brannte die Sonne
Schon am Morgen mit Macht und versprach einen glühenden Mittag.
Darum blieben sie eine Weile verschnaufend am Platze,
Denn auch Hinze war etwas ermüdet. Es hatte die Lust ihn
Nach den Stiefeln hastiger springen lassen, und lange
War er des Wilderns in Wald und Feld entwöhnt und ein wenig
Schon verfettet in den gesegneten Tagen des »Tischleins
Deck dich« in der Mühle. So kam es ihm gerade gelegen,
Dieses Abenteuer. Es könnt' der Gesundheit nur nützen,
Säh er ein weniges mehr von der Welt und hätte Bewegung.
Gleich erbat er die Stiefel von Hans und fuhr mit den Füßen
Hastig hinein, verschränkte die Arme und ging ein paar Schritte
Auf und ab, und es strahlte alsbald sein schönes, beseeltes,
Sein durchgeistigtes Auge heller. Da hab ich nun Stiefel,
Sagte er, bin nun auch äußerlich gleich euch Menschen, wie ich mich
Innerlich immer schon fühlte. Denn was unterscheidet von uns euch,
Als nur die Tracht, das Gehäuse, die Form? Sonst seid ihr Geschöpfe
Ganz wie wir, nicht klüger, nicht dümmer im Durchschnitt. Wir treffen
Jegliche Gabe bei Menschen und jegliche Gabe bei Katzen,
Treffen Verstand und Gefühl und Genie und Talent, und es trifft sich
Wohl, daß das klügere Tier von beiden nicht immer der Mensch ist.
Und ich wollte, versetzte Hans, so wär es auch diesmal,



ALTES WASSERTOR, GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

Denn ich könnte wirklich wenig Gescheites ersinnen,
Jetzt und fürs nächste, wüßte nicht was und wohin. Darum rate!

Rate! ja, dein Rat, dein geheimer, erwiderte Hinze,
Will ich sein, ja mehr, du mußt mir gehorchen! Den Rater
Hört man an und tut doch, was man will, und hält sich für klüger.
Nein, mein Rat ist Befehl! Und blindlings mußt du gehorchen,
Dann nur schlägt es zum Heil dir aus. — Nun gut, ich gehorche,
Schone den eigenen Kopf, sagte Hans, und fahre bequem so.
Sage nur, was du beschlossen hast, auf daß wir nicht länger
Hier in der Nähe des Dorfes am Wege sitzen wie Bettler.

Schlaflose Nächte hab ich gehabt und ruhlose Tage
Deinetwegen, versetzte Hinze. Ich möchte dein Bestes,
Denn es rührt mich tief deine Treue, die aus dem Erbe
Deines Vaters mich allein als wertvoll erwählte,
Als das Liebste. Du konntest die Pfeife des Vaters erlangen,
Selbstloser Freund, und wahrlich, obwohl ich nicht rauche, so fühl ich
Dennoch die Wollust nach, an demselben Rohre zu saugen,
Dran der Erzeuger schon sog. Und wertlos war auch die Pfeife
Nicht; ich sah sie so manchmal bequastet über die breite
Brust deines Vaters hinab auf das stattliche Bäuchlein ihm hängen.
Bismarck war auf dem Kopfe, mit weißen, buschigen Brauen,
Ganz wie ein Kater edlen Geschlechtes. Doch auch der Mutter
Truhe wär ein Besitztum gewesen, ein köstliches Erbe.
Manchmal lag ich darauf, ein Schläfchen zu halten, doch schalt sie,
Deine Mutter mein ich, und sah es nicht gern, und so ließ ich's.
Denn was tut man nicht alles dem schwachen Geschlecht zu Gefallen;
Ritterlich lieb ich den Mann. Auch war ja die schwärzliche Truhe
Sicher ein Kunstwerk. Es waren Äpfel darauf und auch Birnen
Zierlich geschnitzt und ein rankendes Blattwerk. Aber es ging dir
Hinze über die Pfeife und über die Truhe. Das bindet
Mich nun ewig an dich, und im dankbaren Busen erwog ich
Treulich seitdem, wie ich's lohne. Leider doch ging es nicht anders,
Leider mußtest du noch die letzten Gulden mir opfern,
Aber die Stiefel, Hans, die Stiefel mußte ich haben!

Höre, warum. Ich erzähl es dir kurz. Im vorigen Jahre,
Um die Erntezeit war's, da war ich, du wirst dich's erinnern,
Einige Tage auf Reisen. Ohne Urlaub, genug ich
War in der Fremde. Es hatte das alte Fieber mal wieder
Kräftig mich gepackt nach der Welt, der großen, die draußen
In unendlichem Ring unsre stille Mühle umkreiste,
Und wir wurden des nimmer im Winkel gewahr. Man verbauert,
Ja, verzeih mir das Wort, Freund, aber es ist so. Da lief ich
Über das Spargelfeld, weißt du, hinter dem Kuhstall ins Weite.
Manches erlebte ich, manches sah ich an Menschen und Dingen,
Große Geschehnisse warfen auf mich ihren Schatten. Doch wollt ich
Alles erzählen, es führte zu weit, es genüge das eine.

Vesper war es, alle Äcker schon leer von den Leuten,
Und ein herrlicher Abend sank auf die Felder. Da kam ich
In ein Dorf, ich meine, Schürbeck wär es gewesen.
Vor dem Wirtshaus war ein freier Platz, und hier hatten
Akrobaten ihr Seil gespannt und ihre zerlumpten
Teppiche über den Sand gebreitet. Es standen im Kreise
Kopf an Kopf die Alten und Jungen, Männer und Weiber
Und die Kinder zumeist und gafften. Gerne nun seh ich
Schönheit und Kraft und Mut und Gewandtheit; so nahm ich bescheiden
Mir ein Zaunbillet und dachte, du kommst auf die Kosten.
Ob ich es kam? Es war eine schmierige, lumpige Sippschaft,
Die am Trapez und auf ebenem Boden ihr ärmliches Kunststück
Feilbot. Eine nur war, ein Mädchen — ach, sämtliche Mäuse
Gäb ich dagegen und alle Töpfe der herrlichsten Milch gern,
Dürft ich nur einmal auf diesen Schoß mich betten, an diesen
Busen mich schmiegen und könnte in jeglichen Nerven empfinden
Diese zärtliche Hand, wenn sie mit streichelndem Kosen
Über den Rücken mir hinfährt. Und nun denke dir, diese
Lieblichste eures Geschlechtes ließ einen garstigen Pudel
Tanzen, wirklich tanzen, Menuett und Polka und Walzer.
Eine Mundharmonika führte sie lieblicher Anmut
Mit der Linken hin und her an den reizendsten Lippen,

Während die Rechte mit erhobenem Finger dem Pudel
Richtung gab und Halt mit leisesten Winken. Es war ein
Halbgeschorener schwarzer Pudel mit zottigem Barte
Und mit buschigem Schweif. Doch es steckten die Füße, die nackten,
Steckten die Hinterfüße in Stiefeln, ja staune, in Stiefeln,
Wie hier die meinen. Nun tanzte wirklich der Pudel nicht übel,
Für einen Pudel nicht übel. Wer machte nicht gerne auch alle
Ehre so lieblicher Lehrerin. Und sie schien auch zufrieden.
Mir gefiel vor allem sein Menuett, es war Geist drin.
Aber die Leute umher, was meinst du wohl, lobten die Leute
An dem Pudel am meisten? Anmut, Geist und Gefühl und
Kraft und Gewandtheit? Ach nein, die Stiefel! Es waren die Stiefel!
Seht doch, wirkliche Stiefel, wie drollig, ein Pudel in Stiefeln!
Hätt der Pudel getanzt wie ein Schwein, das die Mast überfettet,
Seine Stiefel allein doch hätten ihm Beifall gesichert.
Sieh, das gab mir zu denken, als du mich mit in die Welt nahmst,
Wie es die Stiefel nur sind, die Ansehn und Ehre verleihen.
Freilich, ich weiß, ein Hut hätt' dasselbe getan, eine Weste,
Oder Manschetten, gesteift, mit goldenen Knöpfen. Es wollen
Immer die Menschen noch etwas außer dem Menschen. Und Schwächen
Muß man benutzen. So wählte ich Stiefel. Und nun ich sie fühle,
Hier an den Füßen — ach Hans, es quält die Liebe die Menschen,
Quälet die Katzen und äffet uns arme sterbliche Wesen.
Wär' ich der Pudel doch jetzt und du die Schöne! Es setzte
Hinze sich auf den schmalen Chausseestein, kreuzte die Beine,
Schwieg und sah sinnend zu Boden. Vieles hast du erlebt, Freund,
Sagte Hans, und hast alles wohl durchdacht, und es hebt sich
Mein Vertrauen zu deiner Weisheit, die auf Erfahrung
Sicher fußt. Doch weiß ich noch immer nicht, was du jetzt vorhast.
Deine Pläne, mein Freund, entrolle sie jetzt! Meine Pläne?
Fragte Hinze gedankenvoll. Freilich, ich hab mich vergessen,
Breiter als nötig erzählte ich dir von dem Pudel, dem Tropfe,
Aber es knüpft sich daran ein Weiteres. Glaube, es war nicht
Eitelkeit, war nicht alleine die Sucht bei den Menschen zu glänzen,
Was mich bestiefelte, war nicht allergewöhnlichster Ehrgeiz;

Nein, ich dachte, kann es der Pudel, kann es auch Hinze,
Immer wechseln die Märkte, wir ziehen von einem zum andern,
Und ich tanze für dich und vergelte dir Gutes mit Gutem.
Mancher schlug sich so durch, und es werden die Kreuzer nicht fehlen,
Reichst du den Teller herum. Denn ein gestiefelter Kater,
Polka tanzend — es laufen meilenweit dir die Leute,
Denn wo sah man es früher? Hinze, das wolltest du, Treuer,
Für mich tun? rief Hans. Doch ach, wer soll dir zum Tanze
Spielen? Ich blase nicht Flöte, noch Waldhorn, noch streich ich die Geige,
Nicht mal Mundharmonika spiel ich, ja nicht mal die Trommel,
Und es rächt sich die Faulheit der Jugend an mir nun im Alter.
Waldhorn wollte der Kuhhirt mich lehren, er blies es erträglich,
Aber ich wußte die Kunst nicht zu ehren. Und später verbot es
Ihm mein Vater, denn Jochen bliese ein höllisches Mundstück,
Das ihm die Kühe verschändete; oftmals kalbten vor Schrecken
Sie zu früh ihm. Das wäre! lachte Hinze. So segnen
Wir die Faulheit, die dich vor diesem Lehrer bewahrte.
Freilich tanzt es sich ohne Musik sehr schlecht, selbst in Stiefeln,
Und ich tanzte so gern. Denn daß ich es ehrlich gestehe,
Gerne zeigte dem äffischen Pudel ich, daß es ein Kater
Besser noch kann. Es sind die Pudel, es sind diese Hunde
Jeglicher Art, ob Pudel, ob Pintscher, Mops oder Dogge,
Ein ganz unausstehlich Geschlecht doch. Frech stets und vorlaut,
Roh, von schlächterhafter Gesinnung. Ich hasse sie alle,
Alle! Hinze sprang zornig auf. Man sollte sie töten!
Wären es Mäuse, es sollte mir auch nicht eine entkommen.
So sah Hans ihn nie. Es funkelten grünlich die Augen,
Und es zitterte jedes Haar ihm im Schnauzbart. Verzeihe,
Rief er, aber die Hunde regen mich auf. Aber lass nur.
Pack bleibt Pack, auch in Stiefeln. Und denk ich, daß er die Peitsche
Sicherlich manchmal gefühlt hat, eh er so zierlich nach ihrer
Pfeife tanzen gelernt, ich gönn es dem Fadling von Herzen.

Eifersüchtige Seele, dachte Hans, doch er meinte
Besser zu tun, er schwiege davon und brächt' ihn aufs rechte.



MARIENKIRCHE VOM MARKT AUS
GEZEICHNET VON FRÄULEIN MARIE WOERMANN

Lassen wir Pudel nun Pudel sein, rief er. Es wird sich am Ende
Alles schon machen, wie es das Schicksal bestimmt, und ich meine,
Morgen ist auch ein Tag; vielleicht bringt es vorher der Schlaf schon.
Und so laß uns denn wandern. Wir ruhen zum zweiten um Mittag;
Irgendwo findet sich wohl bis da ein billiges Wirtshaus.

Also traten die beiden nach lange gepflogener Rede
Ihren Marsch in die Fremde an. Es waren die Wege
Sonnig und staubig. Es hatte lange Zeit nicht geregnet.
Und so hielten sie sich im Schatten der schützenden Hecken.

(AUS DEM V. GESANG)

Hinze sollte in dieser Nacht seine Ruhe nicht finden,
Denn ihm waren allerlei Abenteuer vom Schicksal
Vorbehalten, und leichtlich hätte die Trennung von Hans ihm
Leib und Leben gekostet. Hinze war kaum durch das schmale
Gärtchen auf das Kohlfeld hinter der Kate gekommen,
Als aus dem grünen Wald der gekräuselten Blätter ein weißes
Hügelchen sich erhob. Man hätt' es für Schnee können halten,
Rührte sich's nicht. Doch nun machte es plötzlich ein schnellendes Sätzchen,
Hüpfte vor, und das Hügelchen stand auf vier Füßen und war ein
Zierliches, schneeweißes Kätzchen. Das krümmte den Rücken und hob das
Niedliche Schwänzchen, miaute sanft und streckte dann langsam
Dehnend den schlanken anmutigen Leib in die Länge und gähnte.
Hinze stutzte. Er sah mit großem Blick auf das Kätzchen,
Sah auf das zierliche, weiße Persönchen im Kohl, und es schlug ihm
Höher das Herz. Er kannte Katzen genug und er hatte
Übung im Umgang mit dem schönen Geschlechte von früh auf,
Und es hatte so leicht ihn keine gefesselt, er sah sich
Über ein kleines am Ziel auch. Freilich, noch hatte ihn keine
Dauernd gebunden. Es hatten die Reize der einen die andre
Schöne schnell verdrängt, und so war er im Grunde ein Don Juan.
Aber es war ihm Natur, er machte kein Hehl draus und rühmte
Nie sich der Treue. — Langsam schob sich das Kätzchen heran und,

Hinzen ging es durchs Herz, miaute leise zum zweiten.
Plötzlich fuhr mit Gekläff ein Hund durch die Hecke, ein wüster,
Struppiger Kerl in grauem, besudelten Kleid, und so groß wie —
Hinze meinte zuerst, wie ein Kalb, doch war er wohl sicher
Zweimal so groß als Hinze. Er kläffte so frech und erschreckte
Also die beiden, daß Hinze entsetzt auf den Schweinestall floh, und
Eiligst das Kätzchen den nächsten Baum mit Not noch erwischte.
Also saßen getrennt sie, und unten tobte der Unhold,
Sprang an dem Baum bald und bald an dem niedrigen Stall in die Höhe.
Hinze fauchte vor Zorn und Angst und reizte nur also
Immer zu größerer Wut den Räuber. Der ließ nun nicht von ihm.
Dieses benutzte die Schöne, faßte sich Mut und enteilte
Herzhaften Sprunges von Baum zu Baum auf die rettende Straße.
Hinze dachte, so führen uns immer die Weiber ins Unglück.
Warum bliebst du bei Hans nicht! Ach, behielt ich die Stiefel
Wenigstens doch. Es würde der Wicht dich gewiß respektieren.
Jetzt doch giltst du ihm nichts. Wie er tobt, der Schuft, der Bandit der!
Wie ihm die Zunge aus dem gierigen Maul schlappt! Scheußlich
Starren die Zähne im Schlunde. Wehe, könnt' er herauf, ich
Wäre verloren! Wie lange wird er so mich belagern?
Auszuhungern gedenkt mich der Wütende! Hinze, ermann dich!
Bist du ein Kater? Mut! Mit fliegendem Sprung auf das Fell ihm!
Auf den Rücken fall ihm schrecklichen Aufschlags und schlage
Über das tückische Haupt ihm von hinten die zornigen Krallen.
Und er wagt es, wagt es, der Tapfere! Jählings entstürzte
Fauchend dem Dach er. Aber weh, er verfehlte im Sprung den
Rücken des Feindes. Weit darüber hinaus entflog er
Mitten ins Feld, überschlug sich, dünkt' sich verloren. Doch jener
Steht und stiert noch verdutzt zum Dach, dem leeren hinauf und
Als er es endlich begreift, hat Hinze schon Vorsprung. Die kurze
Rasende Hetzjagd endet mit Schimpf des schändlichen Schurken.

Also war der Gefahr, der tötlichen, Hinze entronnen.
Aber was hatte der tückische Räuber ihm alles entrissen!
Und er dachte der lieblichen Schönen und dachte des Glückes,

Das ihm, ach es lockte so nah schon, sicher die milde,
Monddurchleuchtete Nacht noch süßeren Zaubers verschönt hätt'.
Und er sehnte sich sehr und gedachte zu suchen und hoffte.
Er war halb elegisch gestimmt und halb doch heroisch,
Wie es Liebende sind zuzeiten. So schlich er sich hinten
Um das Dorf herum zurück. Nichts regte sich. Nicht ein
Hund schlug an. Das stählte den Mut ihm beträchtlich. So kam er
An den Schweinestall wieder und das Gärtchen. Er schielte
Nach dem Dach hinauf, und o Jubel, wer saß auf dem Dache,
Schneeweiß leuchtend im silbernen Schimmer der laulichen Nacht und
Auf demselben Platze, wo er die Unbill ertragen
Jenes Frechlings? Ach, es war die Schöne, die zierlich
Sich das Näschen putzte und in den Mond sah. Hinze
Jauchzte im Herzen: Ist das nicht Liebe, giebt es nicht Liebe!
Ach, sie suchte dich, bangend um dein Schicksal, die Holde.
Hier, hier litt er, sagte sie sich, hier hängst du nun zärtlich
Deinen Gefühlen nach, gedenkst des Geliebten. Und plötzlich —
Ja, sie gewahrte ihn, stellte sich auf die zierlichen Füße,
Und ein Sprung, ein Miau, und über die Liebenden rauschten
Leise die grünen, gekräuselten Blätter des schweigenden Kohlwalds
Schützend zusammen. Also brachte Hinze die Nacht hin.

(AUS DEM XI. GESANG, SCHLUSS)

Also endete ihnen und wohl noch manchem das Fest der
Krönung mit einem gehörigen Rausch. Es ermangelte seiner
Auch der alte König nicht. Es hielt ihn zwei Tage
Still im Bett; er konnt' es sich leisten, regierte doch Hans jetzt.
Dieser doch hatte ein andres Räuschlein. Und hätte nicht Hinze
Für den Verliebten die Zügel des Reiches ergriffen, es wär' wohl
Alles drüber und drunter gegangen im Honigmond. Aber
Hinze war auf dem Posten. Er hatte sogleich sich am ersten
Tag mit Umsicht und Eifer den Geschäften gewidmet
Und sich Geltung verschafft. Nun saß er ermüdet im Lehnstuhl
In der Dämmerstunde des dritten Tages. Es sollte
Ihm der Hofschuhmacher neue Stiefel anmessen,

Denn es waren die alten arg an den Sohlen verschlissen
Und die Hacken schief gelaufen. Als nun der Meister
Mit ersterbendem Bückling Hinzen sich nahte und Maß nahm,
Ach, da dachte Hinze der Zeit, wo ihn Drahtmann zum ersten
Mal bestiefelte, dachte des Weges, den er in diesen
Stiefeln zu herrlichem Ziel ging und er wehrte sich einer
Schönen Träne der Rührung nicht und des Dankes für solche
Schicksalsführung. Bleibe mir, sprach er bewegten Gemütes,
Bleibe mir, altes ehrliches Leder, wert bis ans Ende;
Unter Glas und Rahmen trotze dem Staube und künde,
Wenn ich lange dahin einem späten Geschlechte von Hinze,
Und es nehme sich Jung und Alt die Lehre zu Herzen,
Was man in Stiefeln erreicht, wenn man die Sohlen nicht schont!







ELTERNHAUS VON HERMANN KAUFFMANN
GEZEICHNET VON FRAU MARIE ZACHARIAS

DAS ELTERNHAUS VON HERMANN KAUFFMANN

An der Alster in St. Georg unter hohen Bäumen liegt ein altes großes Haus mit sieben riesigen Schiebefenstern in der Reihe, holzverschalt und mit hohem, schwarzem Ziegeldach. Es ist das Elternhaus des Malers Hermann Kauffmann.

Weithin erstreckt sich der große Garten, viele schöne, fröhliche Kinder spielen darin, auf den langen Rabatten duften die bunten Sommerblumen und an den sonnigen Planken reifen Pfirsiche und Trauben.

Der Hausherr pflegt mit besonderer Liebe das feine Obst, und man erzählt von ihm, daß er sich überall auf den Böden und in einsamen Holzschuppen die großen Kreuzspinnen sucht und sie zur Zeit, wenn das feine Obst reift, auf den sonnigen Planken aussetzt. Die spinnen dann ihre großen Netze über die Pfirsiche und Weintrauben und fangen darin die schlimmsten Feinde der

Trauben, die großen Brummer, und die Kinder scheuen sich auf ihren flüchtigen Raubzügen die Netze zu berühren, in denen die unheimlichen Fallensteller lauern. Andere große Gartenhäuser liegen in weiten Zwischenräumen längs der Alster. Hier wohnen ebenso kinderreiche Familien wie die Kauffmannsche, die der Repsold, Averdiek, Dankert und Merck und die des letzten Pastors von St. Johannis, des alten Amsinck. Er predigt nicht mehr, weil die Johanniskirche abgerissen ist. Alle diese Familien leben in guter Freundschaft und getreuer Nachbarschaft. Aus den Kinderfreundschaften werden innigere Beziehungen und in einzelnen Fällen Verbindungen fürs ganze Leben. Nur eine der Töchter des Kauffmannschen Hauses, die jüngste und schönste von Allen, ist unverheiratet im blühendsten Alter an der Schwindsucht gestorben. Sie war so wunderschön und so geliebt, daß die Freunde Hermanns, junge Künstler, die im Hause aus- und eingingen, als gehörten sie dazu, beschlossen kein Fremder sollte den Sarg berühren in dem sie lag. Durch den langen Garten wurde sie von ihnen nach dem nahegelegenen St. Georger Kirchhof getragen, und zu Fuß folgte der endlose Zug von Nachbarn, Freunden und Verwandten.

War der lange schöne Sommer dahin und brach der Winter an, dann wurde die weite Entfernung von der Stadt fühlbarer. Der einzige Zugang zur Stadt von dieser Seite führte durch das Steinthor. Waren die Töchter des Hauses in Gesellschaft gewesen, dann wurde der alte Gärtner Johann vor zwölf Uhr mit der Laterne ans Steinthor geschickt um sie dort abzuholen. Wenn das Mädchen kam, um ihn zu diesem Gange zu wecken, fand sie ihn regelmäßig in seinem Gärtnerhause fest eingeschlafen am Kachelofen sitzen, mit seinem Kopf in der Ofenkasse.

Der lebhafte Verkehr im Kauffmannschen Hause wurde auch im Winter nicht unterbrochen. Wenn die spiegelblanke Eisfläche sich vor dem Hause ausbreitete, und das lustige Treiben der Schlittschuhläufer begann, suchten die Bekannten, die kalt und müde waren, das Haus. Sie durften dann in den großen Saal gehen, wo im Kachelofen die gebratenen Äpfel sangen und dufteten. In jede Hand nahm man einen gebratenen Apfel und durchwärmt und erquickt verließ man das gastfreie Haus und sauste über das Eis davon.

In dieser Umgebung voll Licht und Sonnenschein wuchs Hermann Kauffmann auf. Hier lernte sein Künstlergemüt von früh auf beobachten. Hier entstand in seinem vierzehnten Lebensjahre sein erstes Bild, ein wirk-

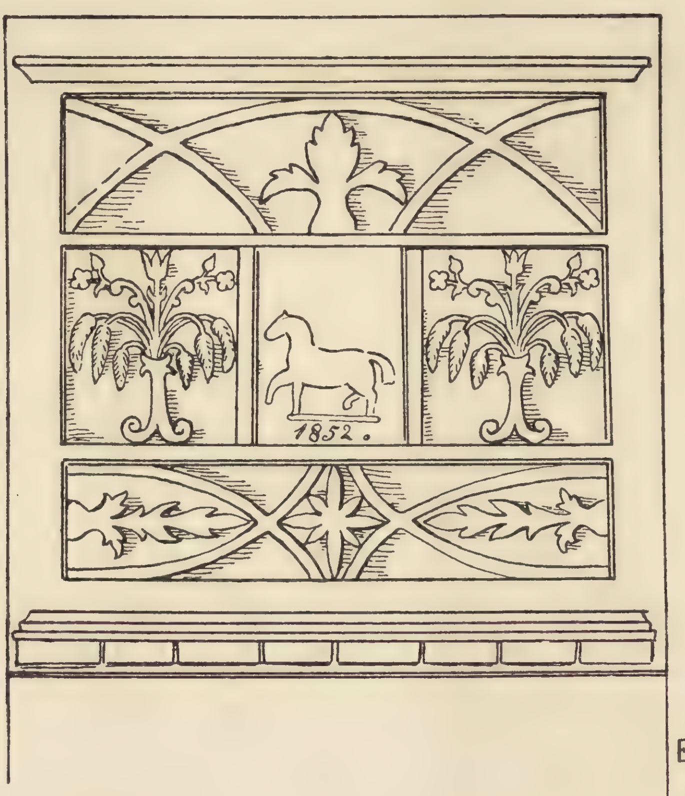
liches Bild, obwohl es nur gezeichnet und weiß gehöht war, die »Eiszugwade auf der Alster«, von Frau Dr. Carl Fischer, die es aus seiner Hand besaß, der Kunsthalle geschenkt. Es ist schon ein fertiges Kunstwerk, nicht eine bloße Naturstudie, und wie alle die herrlichen Bilder späterer Zeit, deren Keime schon damals in ihm ruhten, aus seiner von unaufhörlichen und unermüdlichen Studien genährten Phantasie geboren.

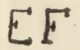
Sein Elternhaus, in dem er die ersten bestimmenden Eindrücke empfing, stand noch bis in die Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Dann mußte es fallen, um neuen Verkehrswegen Raum zu schaffen, und die ganze Gurlittstraße mit all ihren Häusern und Gärten wurde in den einen großen Kauffmannschen Garten hineingebaut.

MARIE ZACHARIAS



GÄRTNERHAUS AN DER ALSTER IN ST. GEORG
GEZEICHNET VON FRAU MARIE ZACHARIAS


1852.
EF





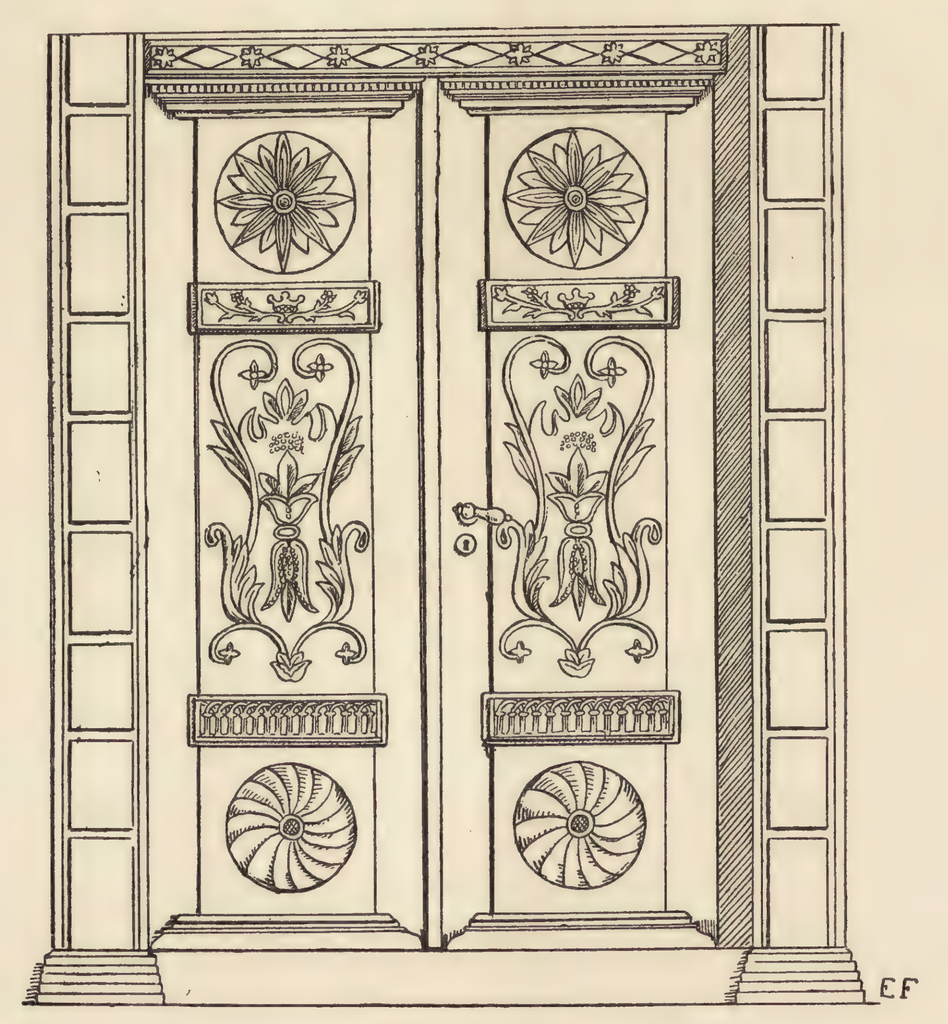
ALTE TÜREN

Die hier dargestellten alten Türen stammen aus dem Altenlande, jenem reichen Obstgarten an Este und Schwinge. Tillys Scharen und die Schweden haben während des dreißigjährigen Krieges hier gehaust, trotz alledem hat sich die Bevölkerung dieses fruchtbaren Bezirkes bald wieder erholt und es wieder zu großem Wohlstande gebracht, so daß die Kunst des Bauern hier nach wie vor gepflegt worden ist. Die Häuser sind Ständerwerk, und die Fächer sind mit Ziegeln, die in den mannigfachsten Mustern zusammengestellt sind, ausgefüllt. Den Giebel schmücken nicht wie in Niedersachsen sonst die Pferdeköpfe, sondern ein Schwan, und dieses Emblem deutet auf eine Abstammung aus Flandern in Belgien hin. Während in ganz Niedersachsen in den Geestdörfern sich an der Straßenseite*) des Hauses die hohe Flügeltür, die den vollen Erntewagen sofort auf die Diele zu fahren gestattet, befindet, macht die nicht große Tür an der Straße im Altenlande zunächst einen befremdenden Eindruck.

---

*) In den Marschdörfern befindet sich die große Flügeltür an der hintern Seite des Hauses.

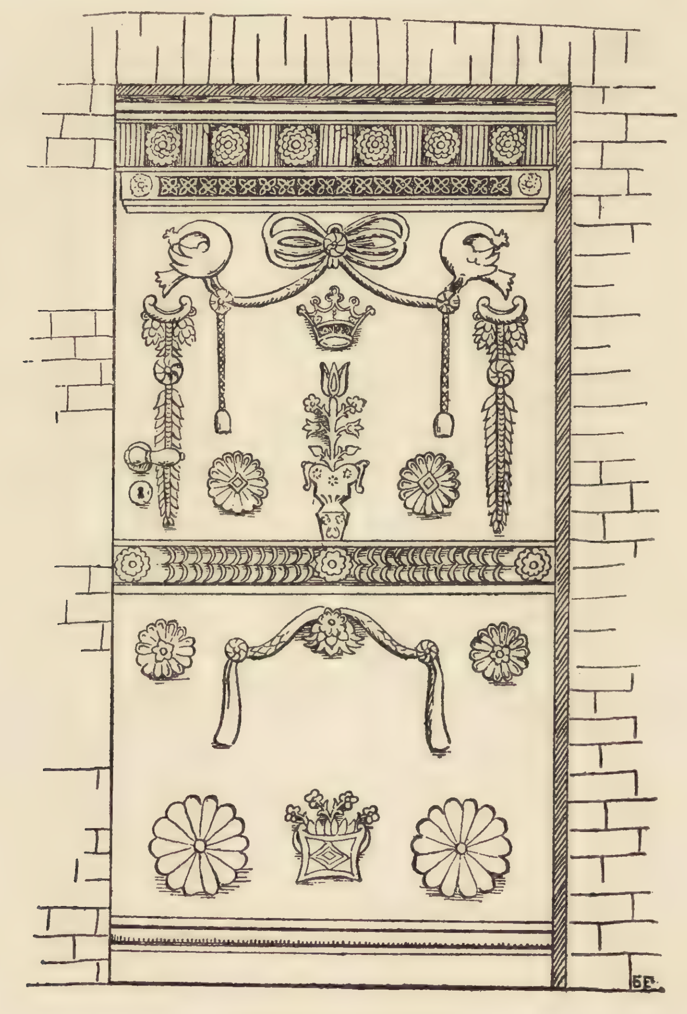
Überall scheinen nämlich die 1—2 Treppenstufen zu fehlen, um in die Tür einschreiten zu können. Man glaubt, das Haus sei noch nicht fertig. Diese von außen kaum zu erkletternden Türen sind nur von innen zu öffnen und



HAUSTÜR IN JORK
GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER

werden überhaupt nur bei Feuersgefahr geöffnet, denn hinter ihnen birgt sich die Schatzkammer an Schränken und Truhen mit Leinenzeug und Betten. Durch diese Tür sind die Sachen leicht aus dem Hause auf die Straße zu

befördern. Da die Türen nun gewißermaßen ein Teil der Schatzkammer sind, so sind sie durch mancherlei eingeschnitzte Verzierungen geschmückt und vorzugsweise goldig d. h. gelb angestrichen. Die Tür ist nicht groß, über

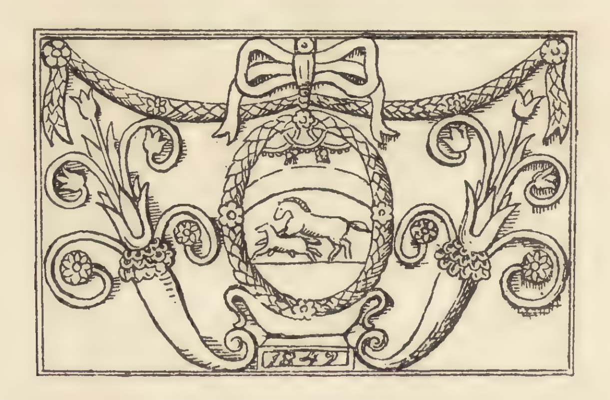


HAUSTÜR IN JORK
GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER

ihr befindet sich ein Prachtfenster (Oberlicht), reichbemalt und vergoldet mit dem Namenszuge des Besitzers, darunter oft ein vergoldetes Pferd, neben dem hie und da ein Füllen einhertrabt. Oberhalb des Prachtfensters verläuft ein mächtiger

Balken, der das Erdgeschoß von dem oberen Teile des Hauses trennt. Auf demselben ist nicht selten der Name des Erbauers und die Jahreszahl angebracht. Der eigentliche Eingang zum Hause befindet sich an der Seitenwand und ist nicht in auffälliger Weise durch ähnliche Türen geschmückt.

Anmerkung der Redaktion: Die Ornamente dieser Oberlichter, deren Entstehungszeit meist gegen 1790 anzusetzen ist, setzen sich aus mannichfaltigen Grundstoffen zusammen, namentlich aus Kränzen und — sehr bezeichnend — Kornähren. Diese Oberlichter gehören zu den allerschönsten Erzeugnissen der deutschen Bauernkunst. Blumen, Früchte, Ähren und das Pferd drücken das ganze Leben der Bauern aus.

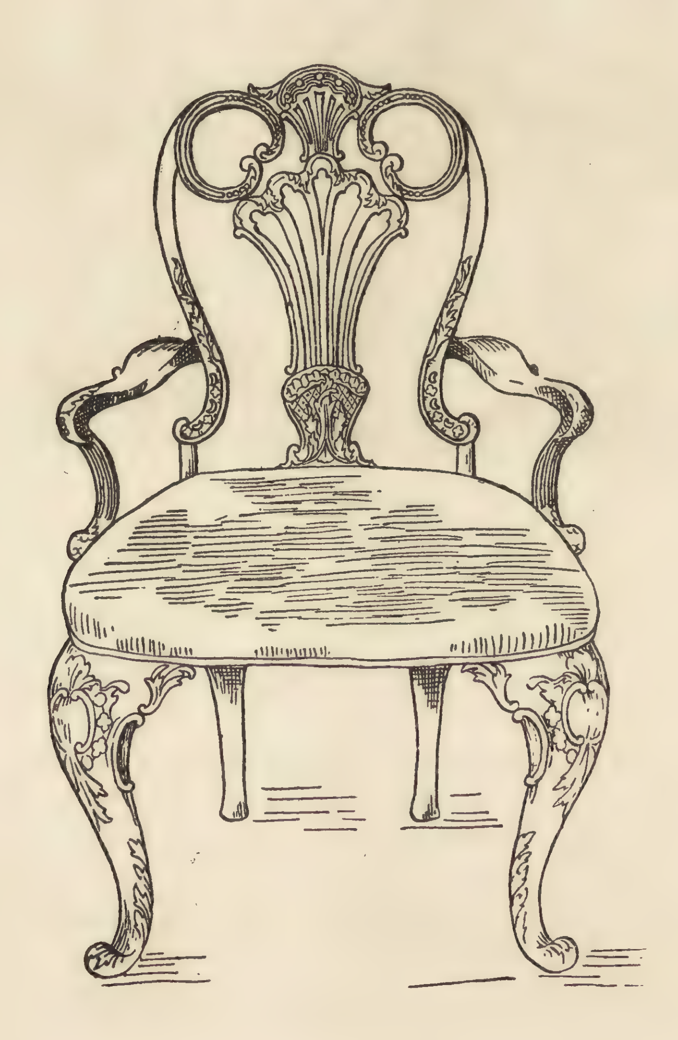




ALTE STÜHLE

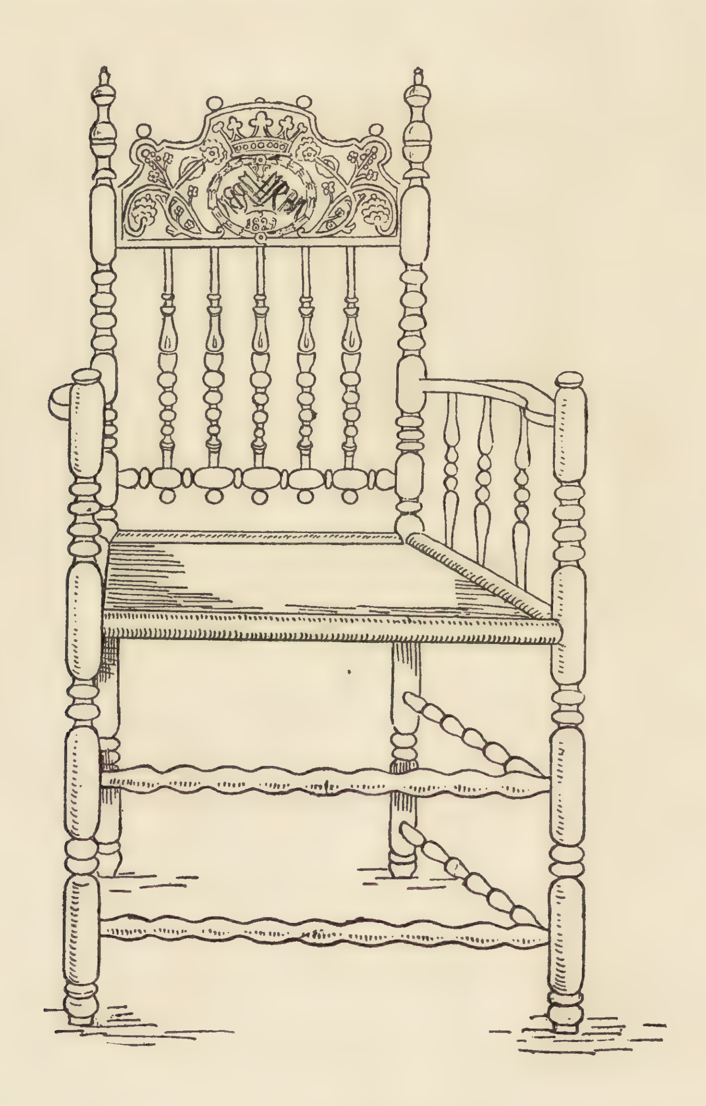
Die im Text abgebildeten Stühle sind aus Mahagoniholz durch Handarbeit hergestellt und waren seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in den Häusern der wohlhabenden Hamburger sehr beliebt. Griesheim berichtet uns in seinem 1760 erschienenen Traktat von der Stadt Hamburg, daß zu den Einrichtungen der Hamburger jener Zeit die »Meubeln von schönem braunen indianischen Holze« hergestellt sein müßten. Und Johann Georg Büsch, dessen Denkmal auf unserem Walle steht, erzählt uns 1777 eine hübsche Geschichte, wie ein junger Mann, der heiraten will, hofft, daß die von seinen Eltern ererbte Ausstattung vorläufig genüge. Aber die liebe Schwiegermutter grollt dazu, insbesondere da nicht einmal ein Mahagoni Spieltisch vorhanden sei. Aus dem Anschreibebuch eines angesehenen Hamburger Bürgers, der sich 1788 in die Ehe begab, ersehen wir, daß er einen Mahagoni Kleiderschrank zu 300 ℔Crt. und einen

desgleichen Teetisch zu 36 ℔Crt. anschaffte. Das schöne rote Holz ward bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts zu Ausstattungen in Hamburg mit Vorliebe benutzt. England hatte dieser Liebhaberei von Anfang an den



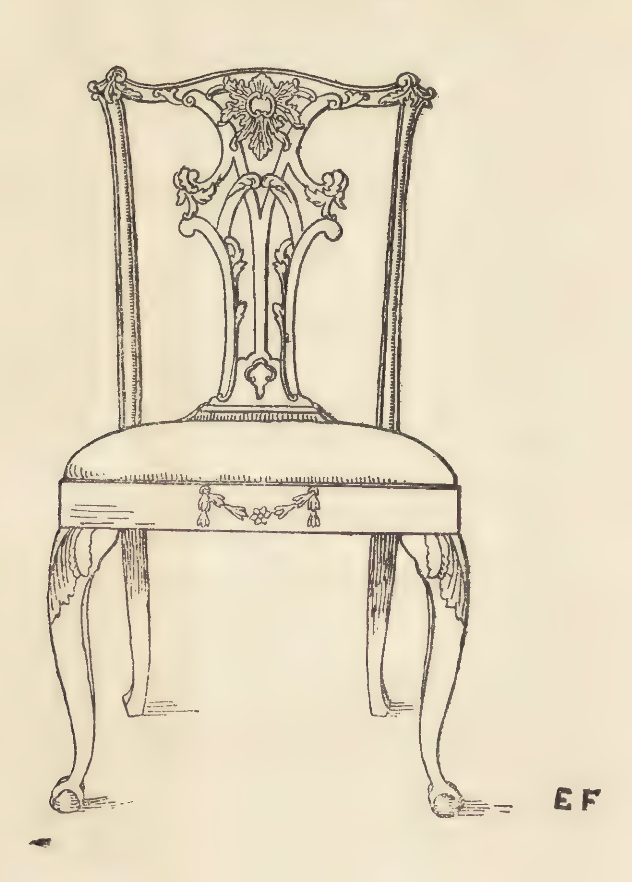
Ton angegeben, und Hamburg mag durch den lebhafteren Handelsverkehr und namentlich durch die vielen gegen Ende des 18. Jahrhunderts hier ansässigen Engländer frühzeitiger und stärker als das übrige Deutschland diese Geschmacks-

richtung sich zu eigen gemacht haben. Vorzugsweise wurden die Stühle nach Zeichnungen von Chippendale in England angefertigt. Eine Verarbeitung des harten Mahagoniholzes und die Handschnitzereien an Lehne, Sitz und Beinen



machen solche Stühle dem heutigen Liebhaber besonders wertvoll, so daß in England übertrieben hohe Preise dafür gezahlt werden. Der hier dargestellte Stuhl ward vor ca. 35 Jahren mit drei desgleichen auf dem Schaarmarkt von

einem Trödler für 4 ß (etwa 30 Pfennig) erstanden. Damals begegnete man noch allerorten, sei es in den Zimmern der kleinen Leute oder auf offener Straße bei den Händlern den schönsten Mobilien aus der Rokokozeit, aber dazumal fanden nur Vereinzelte Geschmack daran und das Meiste ward durch Aufkäufer (Fröschels, Hecht) nach England verhandelt.





DAS HAUS DES GOLF-KLUBS IN WENTORF / REINBEK

. . . . »so sah ich nur so viel, daß ich eben jene Technik, welche sich alles aus Überlieferung aneignet, zu studieren und auf ihre Elemente zurückzuführen suchte.«

Diese Goetheschen Worte sind in der »Kampagne in Frankreich« anläßlich einer Betrachtung über das Schauspielwesen ausgesprochen. Aber stehen wir nicht bei jeder Kunst vor der Tatsache, daß man sich ihre Ausübung aus der Überlieferung aneignen und sich bemühen muß, wenn man sie ausüben oder auch nur verstehen will, sie auf ihre Elemente zurückzuführen?

Dem Architekten der Gegenwart scheint mir dies Wort Goethes die Bahnen vorzuschreiben.

Fast scheint es, als ob Goethe geahnt hätte, welche Umwälzungen nicht nur in politischer sondern auch

künstlerischer Hinsicht die der Kampagne in Frankreich folgende Zeit des ersten Napoleons für Europa, besonders aber für Deutschland, mit sich bringen sollte.

Es war ein schweres Verhängnis, daß es zwei Menschenalter dauerte, ehe sich das deutsche Kunstempfinden wieder heben konnte.

Was in den siebziger Jahren anhob, sickert nach und nach in immer weitere Kreise unseres Volkes durch: Die Sehnsucht nach einer heimischen Bauweise. Das stammverwandte England machte es uns vor, indem es zu dem sogenannten Cottage-Stil zurückkehrte, der seine Kraft aus den Überbleibseln der alten ländlichen Bauweise zog. Man begann dann in Deutschland ihn einfach nachzuahmen, und fängt jetzt an, die Gesetze, die er wieder neu aufgedeckt hat, an unseren eignen alten ländlichen Bauten zu studieren, die in ihrer Abgeschiedenheit, fern von der Welt der Städte, auch bei uns noch den alten Sinn des Volkes offenbaren.

Unter allen deutschen Bauernhäusern ist das niedersächsische das malerischste. Selbst das Schwarzwälder und das oberrheinische Haus reichen in ihrer Farbenwirkung lange nicht an unser gutes niederdeutsches Haus heran. Der unselige akademische Putzbau mit verlogenen und erborgten Stilornamenten beginnt jetzt leider auch unsere ländlichen Gegenden in der Nähe Hamburgs zu verunzieren, und da ist es an der Zeit, einmal ganz energisch auf den schreienden Gegensatz hinzuweisen, in dem er zu dem schönen angestammten Bauernhause steht, und wie er aus unserer Landschaft geradezu »herausknallt«. Man vergleiche nur die köstlichen alten Vorbilder, an denen noch heute in unserer Umgebung kein Mangel mehr ist.

Vielleicht wird den Bauern ihre alte Bauweise wieder lieb, wenn sie erfahren, daß städtische Luxusbauten sich, soweit es möglich ist, der alten Grundgedanken bedienen, um neuen Bedürfnissen Genüge zu tun.

Als das Klubhaus des Golf-Klubs in Wentorf/Reinbek gebaut werden sollte, nahm ich mir vor, dahin zu wirken, daß es in dem Stile erbaut würde, der einzig zu dem Zwecke und in die betreffende Gegend paßte, in unserem Bauernstile. Ich hatte die Freude, daß die anderen Mitglieder mir zustimmten und so entstand denn das Häuschen, dessen Abbildung wir bringen, in roten Ziegelsteinen mit weiß gestrichenem Holzwerk, grünen Türen und rotem Ziegeldach. Ein Strohdach war leider ausgeschlossen, da im Dache der Aufseher wohnt, der zugleich Gärtner ist. Es scheint, als ob der Bau jetzt allgemein gefällt, wie er sich zierlich und farbig unter den jungen Bäumen ausnimmt, die die weite Fläche der Golfwiese an der Ostseite begrenzen.



Das Innere enthält in der Mitte einen größeren Raum als Klubzimmer zum Aufenthalt vor und nach dem Spiel bei kälterer Jahreszeit, dahinter, durch eine Tür mit ihm verbunden, die Küche, denn Grog und Tee werden viel begehrte Genußmittel sein. Auf jeder Seite ist ein Ankleideraum, einer für Damen, der andere für Herren; an den Seiten entlang laufen schmale Schränke, die die Golfhämmer derjenigen Mitglieder aufnehmen sollen, die weiter entfernt wohnen und den ziemlich schweren Sack nicht immer hierher schleppen können.

Die Innendekoration ist sehr einfach: Alles Holzwerk ist hell geölt, damit die herrliche goldgelbe Farbe des Föhrenholzes zur Geltung kommt, und die Wände sind im Gegensatz zur roten Außenseite grün gestrichen.

Von den vorderen Roßköpfen am Dache und den eingemauerten Donnerbesen in den Mauerflächen ist abgesehen worden, da es sich nur um ein kleines Haus handelt.

Das Golfspiel, um dies für diejenigen zu erwähnen, die es noch nicht kennen, verlangt, einen kleinen weißen Guttaperchaball mit einer Art Hammer in möglichst wenig Schlägen über eine bestimmte Strecke Land zu schlagen und ihn dann in ein kleines Loch zu treiben. — Solcher Löcher enthält ein richtig angelegter Golfgrund und so auch der unsrige — neun. Das Spiel stammt aus Schottland: Die Universität St. Andrews gilt als Hauptplatz für diesen Sport. Das Spiel hat den großen Vorzug, daß es fast bei jedem Wetter, Sommer wie Winter, gespielt werden kann. Falls man es bei Schnee spielt, bedient man sich roter Bälle.

ED. LORENZ-MEYER




DAS CHAMÄLEON
LB



Daß das Chamäleon, das zu den absonderlichsten Geschöpfen gehört, die jetzt auf der Erde leben, auch in unserm Klima als Haustier gehalten werden kann und dem Besitzer durch sein seltsames Gehaben immer neuen Stoff zur Beobachtung bietet, ist wenig bekannt. Wild lebt es in Afrika, auf Madagaskar, in Südarabien, auf Ceylon und in Indien. Der innere sowie der äußere Bau des Tieres erinnert an die vorweltlichen Dinosaurier. Leider kann es in unserem nordischen Klima nicht lange leben, darum ist es nur wenigen vergönnt, das Chamäleon in der Gefangenschaft zu beobachten. Was seine Naturgeschichte betrifft, so verweise ich auf Brehms Tierleben; ich könnte nur aus dem schönen Werke abschreiben, die eigene Beobachtung stimmt genau mit Brehm überein.

Vier Eigentümlichkeiten sind es, die das Chamäleon, abgesehen von der ganzen Erscheinung, so interessant machen: der Farbenwechsel der Haut, die Drehbarkeit der Augen, die sich unabhängig von einander nach allen Seiten bewegen, die Bildung der Füße und der Zunge.

Wenn man schon in alten Zeiten einen seine Meinung häufig wechselnden, launischen Menschen ein Chamäleon genannt hat, so ist diese Bezeichnung wohl berechtigt, denn immer gibt es Überraschungen, wenn man die Tiere

in Zwischenpausen beobachtet. Vor einer Stunde hatten sie noch eine gelbe Sandfarbe, jetzt sind sie braun mit roten Punkten, morgen vielleicht schwarz mit gelben Tupfen; die indischen Chamäleons sollen ihre Farben in rosa und violett wechseln. Sie haben ein großes Phlegma, aber mit ihren Augen übersehen sie beständig die ganze Umgebung, die Augen sehen, unabhängig von einander, nach hinten und vorne, nach oben, unten und den Seiten. Dadurch wechselt der Ausdruck ihrer Physiognomie so oft wie der ihrer Farbe. Bald sehen sie sentimental aus, bald gierig, dann wieder falsch oder giftig oder gar heuchlerisch, je nachdem sie an die typischen Ausdrucksformen des menschlichen Antlitzes erinnern. Aber das ist nur Schein. Sie sind viel zu dumm und apathisch, um überhaupt eine Seelenregung zu haben. Alles ist nur äußerlich.

Die Füße benutzen sie wie Hände, sie haben fünf Glieder, je zwei und drei sind zusammengewachsen und stehen sich gegenüber. Sie erhalten dadurch eine bedeutende Greiffähigkeit. Wie die Affen steigen die Chamäleons in den Zweigen umher, mit Vorliebe bis zu dem höchsten erreichbaren Punkt. Dort bleiben sie wie erstarrt oft stundenlang sitzen. Nur die Augen sind in Bewegung. Manchmal hängen sie sich auch am Schwanz auf.

Das Merkwürdigste beim Chamäleon aber ist die Zunge. Zur Fütterung dienen Mehlwürmer, die man in einiger Entfernung krabbeln läßt. Das Chamäleon entdeckt sie bald, es schreitet langsam vorwärts und macht sechs bis acht Zentimeter vom Mehlwurm entfernt mit vorgeneigtem Kopfe Halt. Mit einem Auge die Mehlwürmer fixierend, mit dem andern dankbar gen Himmel blickend, öffnet es sein großes Maul, und hervor schnellt eine gegen acht Zentimeter lange rosa Zunge, die eher einer Keule gleicht, wie die beifolgende Zeichnung zeigt. Am Ende ist die Zunge dick und rund, der Mehlwurm bleibt daran haften und die Zunge schnellt wieder in den großen Schlund zurück.

Die Chamäleons, die hier abgebildet sind, aus Marokko stammend, haben, in gleichmäßiger Wärme im Terrarium gepflegt, etwa vier Monate gelebt und ihren Beobachtern unendlich viel Vergnügen bereitet. Sie sind in natürlicher Größe gezeichnet, eine verhältnismäßig leichte Aufgabe, da sie stundenlang in Stellungen zu verharren pflegen, die oft unglaublich komisch wirken. Man sieht unwillkürlich Karikaturen in ihnen. Sie ähneln in ihren Manieren den Affen, den Mäusen, den Hyänen, den Fröschen, ja auch den Menschen.

Wartet nicht das eine Chamäleon schlau auf den richtigen Moment des Zugreifens? Das zweite aber läßt sich nicht aus seiner Ruhe bringen und sitzt da wie ein behäbiger Beamter oder gemütlicher Bierbruder, während das dritte einer redseligen Kaffeeschwester gleicht, bei welcher nichts unbesprochen bleibt.

LULU BOHLEN




UNSERE HEIMAT
VON HEINRICH MERCK
19 03



»OST UN WEST, TO HUS IS BEST«

heißt ein alter Spruch, der sich wohl hier und da in das Fachwerk alter Schiffer- und Bauernhäuser in unserer engeren Heimat eingegraben findet. Ein schönes Wort, aber wohl eigentlich ein Schifferspruch und inhaltschwerer als es auf den ersten Blick scheinen mag. Inhaltschwer vor allem dann, wenn man das »to Hus« in etwas weiterem Sinne braucht: in der Heimat. Dann wird aus dem schlichten Hauswort ein nachdenkliches Mahnwort, das jeden, der noch im Traum von den unvergleichlichen Schönheiten ferner, fremder Länder gefangen liegt, aufrütteln sollte: steh' nur einmal still und sieh' dich um, geh' nicht mit geschlossenen Augen oder gar mitleidigem Achselzucken an der Heimat vorüber!

Heimatliebe sollte etwas ganz Natürliches sein, nur leider fehlt so oft das Kennen, die Grundlage aller Liebe. Zur Heimatliebe vermag das geschriebene Wort nicht zu führen, auch eigentlich nicht zum Heimatkennen, wohl aber kann es zum Kennenlernen anregen. Mehr als das wollen diese Seiten nicht. Sie sind geschrieben aus innigem Dankgefühl für die Heimat und mit dem Wunsche, wenigstens ein winziges Teilchen von dem vielen Großen und Schönen zu vergelten, was die Heimat an ihren Kindern tut.

* * *

Wir hier im deutschen Nordwesten sind Niedersachsen. Aber der niedersächsische Volksstamm bewohnt riesige Strecken deutschen Landes diesseits und jenseits der Elbe bis tief in Hannover und Westphalen hinein, und es wäre

unrichtig, alles Land, welches ein großer Volksstamm inne hat, wenn dieser sich wieder wie der unsere in ungezählte Stämme und Stämmchen zergliedert, für das einzelne Stämmchen oder gar den einzelnen Menschen mit dem Begriff »Heimat« gleichzustellen. Heimat ist, wo der Mensch sein Heim hat, und sein Heim muß jeder bis ins Kleinste übersehen und kennen können. So verengt sich der Begriff erheblich.

Die Heimat drückt jedem ihrer Kinder den Stempel auf. Von der Eigenart des einzelnen Heimatgenossen muß sich daher der Rückschluß auf die Grenzen des Heimatgebietes finden lassen. Was sich als Leitmotiv durch das Leben und Wesen von uns hamburgischen Hanseaten zieht und auch unserer Stadt und unserer Lebensweise ihr einzigartiges Gepräge gegeben hat, das ist das Wasser, das Meer. Hanseatentum ist Seeherrschaft. Mit Stolz nennen wir uns »de Lüd vun de Wanterkant«. Längs der »Waterkant« liegt unsere Heimat, elbabwärts bis zur Nordsee, und an der Küste nordwärts; und die Leute an der schleswigschen Westküste sind uns wesensverwandter als die Leute ganz nahe unserer Stadt im Osten, im Lauenburgischen. Das Leben jener bestimmt wie das unsere das Meer, diese sind Leute des Binnenlandes. Aber auch die Bauern des Westens in den Wilster Marschen stehen uns nicht gar so fern. Sie sind eingewanderte Niederländer, und niederländisches Blut fließt noch heute in den Adern vieler unserer alten vaterstädtischen Geschlechter.

* * *

Unsere Heimat ist Ebene: Wasser, Wiesen und Heide. Darum kann sie nach dem Urteile der Menschen, die wohl leider noch in deutschen Landen in der Überzahl sind, nicht schön sein. Die Ebene ist das Stiefkind unter den Landschaftsformen, und es gibt manchen, der nicht begreift, wie jemand die Marschen und die Dünen und das Watt bewundern kann. Auch Kinder des Nordens gibt es, die das nicht begreifen. Merkwürdig, fast unverständlich! Der tiefe Grund liegt wohl in dem Unvermögen der meisten Menschen selbständig zu sehen. Aus sich selbst heraus vermögen sie die echten Schönheiten eines Landschaftsbildes nicht zu erfassen und müssen sich dann an anerzogene Überlieferungen klammern. Die Sehnsucht in die Ferne, die Vorliebe für das Gebirge, die uns hindert, zu erfassen, was unser ist, haben wir als Erbteil der romantischen Stimmung aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts anzusehen. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert liebte man unromantisch die Heimat und die Ebene. Gerade auf diesem Gebiet aber ist die Erziehung der letzten

Jahrzehnte manchmal unverantwortlich krumme Pfade gewandelt. Heimatliebe hat sie selten gepflegt. Wenn der Großstadtmensch sich einmal hinaus ins Freie sehnte und auf Reisen ging um des Reisens willen, dann durcheilte er Deutschland im Fluge. Zum Süden gings: in die Schweiz, nach Italien. Nur dort gab es ja die ewigen Schönheiten der Welt, die ihm die Heimat nicht bot. Dort stand er und staunte und bewunderte, weil es zum guten Ton gehörte. Und die Kunst? Auch sie ist schuldig. Auch sie — die malende wie die dichtende — schwelgte in den Schönheiten der Fremde, und wenn einmal ein Künstler zu Hause blieb und mit leuchtenden Augen durch die Heimat streifte und ihre Schönheiten malte und ihre Reize besang, weil er sie liebte und verstand, so blieb er entweder unbeachtet oder ward gar als Narr verlacht. Die Künstler aber, welche dieses Geschick traf, waren nicht die schlechtesten.

Die Kunst ist seit Jahren auf reumütiger Umkehr begriffen. Im Volk sind es nur verschwindend wenige, welche ihr folgen.

Es ist richtig: die Schönheiten der Ebene und des Meeres sind auf den ersten Blick vielleicht schwerer zu erkennen als die der Bergeswelt. Hier große, gewaltige Linien, scharf und klar nebeneinander gesetzte einfache Farbenflächen, dort weiche, fast linienlose Stimmungen. Die Schönheiten unserer Ebenen liegen auf koloristischem Gebiete. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft umwebt alles mit feinen, silberigen Schleiern, läßt jeden Umriß verschwimmen und löst alle Bilder wie in leisem Flimmern und Zittern auf. Man muß sich förmlich hinein*leben* in all den weichen Duft, um ihn so allmählich verstehen und lieben zu lernen. —

Die Heimat ist Ebene. Bergeswelten hemmen den physischen Blick ein und beschränken in notwendiger Folge das Sehfeld des geistigen Auges. Über die weiten Ebenen schweift das Auge in unendliche Fernen dahin, und mit dem Blick des Auges fliegt der Geist hinaus in weite, unbekannte Gegenden. Und dann die wunderbare Ruhe des flachen Landes mit dem großen, freien, klaren Himmel darüber. Das stillt und besänftigt das Menschenherz wie Nichts auf weiter Welt. —

Was sind hundert Alpenglühen in aller ihrer Pracht gegen einen Sonnenaufgang oder Sonnenuntergang am Meer oder auf der Heide! Der Sohn der Berge sieht die Sonne nur während weniger Tagesstunden. Lange ehe sie ihm erscheint, stand sie schon klar und leuchtend am Himmel und sie leuchtet weiter, nachdem sie ihm lange verschwunden. *Wir* sehen ihren ganzen Tageslauf von der ersten, schüchternen Morgenröte bis zum Scheiden hinter dem

fernen Westhorizont, bis sie die Wolken mit Millionen von Rosenkränzen schmückt. Und dann kommt das Wunder der hellen nordischen Sommernächte, die das Land nicht in Finsternis hüllen, sondern es nur mit milden silbernen Schleiern umziehen.

Auch ein wundersames Spukbild ist unserer Heimat eigen. Storm hat es besungen:

»An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Flut zusammenragen,
Und ohne Regung schläft die See,
Dann steht an unserm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee.«

Fata morgana! Das klingt fast wie ein Märchen aus »Tausend und eine Nacht«. Und doch: die einmal mit sehenden Augen an unseren Küsten Umschau hielten, wissen, daß es kein Märchen ist. Sie haben es gesehen, wie sich an stillen Sommervormittagen ein schmaler, heller Streifen zwischen Meer und Küste oder zwischen Heide und Dünenhügeln hinzieht. Dann sieht es aus, als liege dort ein regungsloser, stiller See, in dem sich das dahinter liegende Gelände zu spiegeln scheint, wohl geeignet, den Wanderer, der es nicht kennt, zu narren. Das ist Fata morgana.

* * *

Wir wollen im Fluge die Heimat durchwandern und versuchen, mit geistigen Augen zu sehen, was eigentlich nur leibliche Augen wahrzunehmen vermögen.

Wir wählen uns einen sonnigen Sommertag. Unsere Heimat ist schön, auch wenn der Sturmwind Nebel und Regenwolken über das Land dahinjagt, schön auch im glitzernden Schneekleide des Winters, am schönsten aber ist sie zur Zeit der schweren, weichen Julitage. Und wir gehen zu Fuß. Unbekannte Länder lernt man so am besten kennen, und Deutschland ist ja den meisten seiner Bewohner so gut wie ein unbekanntes Land.

Wir gehen westwärts hinaus, oben auf der Geest einen einsamen Redder entlang. Die Stadt liegt fast unerreichbar fern. Nur der Turm von St. Michaelis schaut noch manchmal als Wahrzeichen über die Büsche. Die Knicks — das Merkmal unserer näheren Umgebung — stehen Schatten spendend zu beiden Seiten, manchmal von hochstämmigen Pappeln oder Eichen unterbrochen. Alle paar hundert Schritte liegt seitwärts ein Hecktor, weiß oder rostrot gemalt



Lesezeichen

und jedes zeigt uns ein neues Bild. Einmal ist es ein reifes, wogendes Roggenfeld, dann wieder grünes Weideland. Die Kühe haben sich aus dem Sonnenschein geflüchtet und drängen sich eng auf dem schmalen Schattenstreifen am Knick zusammen. Das Land senkt sich in leichtem Bogen zu einem Bach hinunter und jenseits steigt es sanft an. Dort drüben breitet sich Feld an Feld: sattgelber Weizen, saftige Wiesen, mattgrüner Hafer und helle Lupinen, ein vielfarbiges Schachbrett, alles von Dornenhecken durchzogen. Darüber ragt grünblau mit tiefvioletten Schatten eine Waldkoppel und dahinter in Duft verschwimmend die lichtblaue Ferne.

Wir gehen durch ein kreuzförmiges Drehtor auf kaum mehr als handbreitem Pfade durch die Wiese und dann durch mannshohes Korn, daß uns die Ähren zu beiden Seiten ins Gesicht schlagen. Der Pfad führt zum Dorf. Es gibt bei uns viele solche Schleichwege, die dem kundigen Wanderer auch diejenigen Schönheiten des Landes aufschließen, welche ihm auf den regelrechten Wegen verborgen bleiben.

Das Dorf wie alle holsteinischen Dörfer sieht von weitem fast aus wie ein kleiner Wald. Das macht, daß jeder Hof seine vielen großen Eichen und Ulmen hat, welche in einiger Entfernung die Häuser den Blicken verbergen. Die Eigenart unserer Dörfer besteht

darin, daß sie sich in der Hauptsache aus reichen Höfen zusammensetzen und so nicht nur einen großen Flächenraum bedecken, sondern auch den Eindruck patriarchalischer Wohlhabenheit erwecken. Das fällt besonders dem auf, der längere Zeit nur die armseligen Dörfchen des deutschen Binnenlandes zu sehen gewohnt war.

Wie großartig behaglich ist solch ein langgestrecktes Bauernhaus unter dem gemütlichen Strohdach und wie lustig mit seinen roten, weißgefugten Ziegelmauern und dem grünen und weißen Holzwerk. — Auf dem Hofe hantiert ein Knecht mit den riesigen roten Milcheimern, und durch die Scheunentür wirbelt der blaue Rauch hervor, dem ein anderer Abzug nicht gewährt ist. —

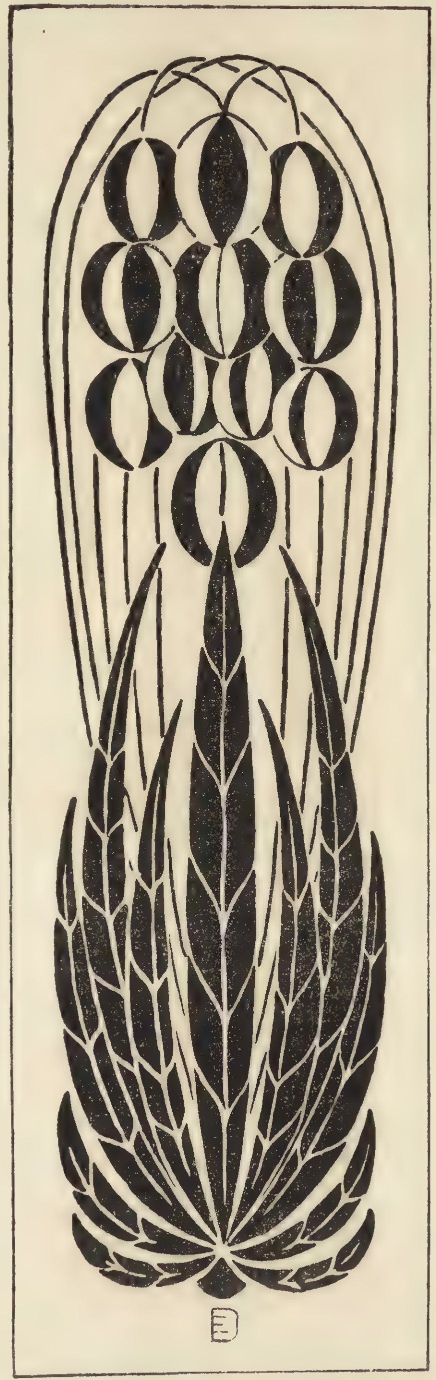
Hinter dem Dorfe beginnt niedriger Tannenwald. Bald nimmt auch er ab. Häuser gibt es nicht mehr. Es wird stiller und stiller. Wir sind in der Heide.

* * *

»Tiefeinsamkeit, es schlingt
um deine Pforte
Die Erika das rote Band.
Von Menschen leer, was braucht
es noch der Worte,
Sei mir gegrüßt du stilles Land.«

D. VON LILIENCRON

Die Heide! Vor einigen Jahrzehnten noch galt sie als öde, schreckliche, baumlose Steppe. Erst vor nicht gar langer Zeit lernte man ihre Reize kennen,



Lesezeichen

und man kann nicht genugsam raten, immer und immer wieder diese Reize aufzusuchen. Der Heidewanderer wird deren täglich und stündlich neue finden. Wer die Schönheiten der Küste und der Marschen nicht zu verstehen meint, dem wird vielleicht zuerst noch die Heide das Wunder der ewigen Schönheit der Heimat zu offenbaren vermögen.

Die Heide gleicht der See, nur hat sie vor ihr die feinen, weichen, rosigen und goldigen Farbentöne voraus. Aber die leichten Wellenlinien des Geländes mahnen an die Meereswogen, und etwas wie die geheimnisvolle Einsamkeit des Meeres liegt über dem Heideland vor allem dann, wenn ein warmer Sommertag über ihr brütet. Kein Menschenlaut, kein Menschentritt weit und breit.

»Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.«

Man muß die Heide zur Blütezeit durchwandern. So weit das Auge schweift, bis an die blauen Fernen zieht sich ein Rosenschimmer hin. Mit schlanken, weißen Stämmen und feinen, lichtgrünen Laubhaaren stehen die Birken darin, und die stumpfen Kegel der Hünengräber, stumme Zeugen der Vergangenheit, halten die Wacht in die Runde.

Wer niemals einen Tag in der Heide verlebte, dem ging wohl eines der schönsten Bilder landschaftlicher Stimmung verloren. Nichts Schöneres als tief im duftigen Erikakraut zu liegen, wenn Sommerabends die Sonne klar und groß in der westlichen Ferne versinkt und feine, goldene Netze über den Boden flicht. — Manchmal zieht ein Mensch oder ein einsames Gefährt als Silhouette fast unheimlich groß gegen den gelben Horizont vorüber. — Auf weichen Schwingen huscht die Sommernacht durch die Welt und zieht ihren blinkenden Sternenschleier über den dunklen Himmel.

Wem es vergönnt war, das einmal zu erleben, dem ist die Heidewelt ans Herz gewachsen und immer und immer zieht es ihn in ihre Stille zurück.

* * *

Wir wandern im Fluge und nähern uns der Küste. Steil fällt der weiße Sandhang der Geest, die alte, manchmal von den Fluten zernagte Düne ab. Vor uns liegt weites Wiesenland. Wir schreiten hinab und stehen mitten in den Marschen.

So weit der Blick reicht, nichts als glatte, baumlose Flächen, von Gräben durchzogen; hie und da ein Hecktor, ein Steg über den Graben und in der Ferne irgendwo der Turm einer Dorfkirche. Im Westen zieht sich unter dem

Himmel ein dunklerer Streifen hin: der Deich. Sonst nichts. Auch hier Einsamkeit und Stille. Es ist so still, daß man das Zirpen der Grillen hört. Saftgrün, blumenübersät sind die Wiesen. Schwere, rotbunte Rinder grasen ringsumher. Darüber der hohe, lichtblaue sonnige Himmel. Zerrissene Windwölkchen segeln unter ihm hin: weiß und leuchtend, und die Luft ist erfüllt von vieltausendstimmigem Lerchensingen.

* * *

Ein frischer Windhauch aus Westen kündet die Nähe des Meeres an. Noch sehen wir nichts. Aber je näher wir dem Deiche kommen, um so deutlicher vernehmen wir ein fernes Summen und Brummen. Erst leise, dann immer lauter und lauter rührt es an unser Ohr. Es ist der Ton, der für alle, welche ihn zum ersten Mal hören, vor allem hier hinter dem Deich, wo sie die Ursache nicht wahrnehmen, so etwas Geheimnisvolles, fast Unheimliches hat; allen aber, die ihn kennen, ist er der liebste und süßeste Klang auf Erden, und immer, wenn sie ihn von neuem vernehmen dürfen, grüßen sie ihn mit dem Storm'schen Jubelruf:

»Das ist die Flut! das ist des Meeres Rauschen;
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.« —

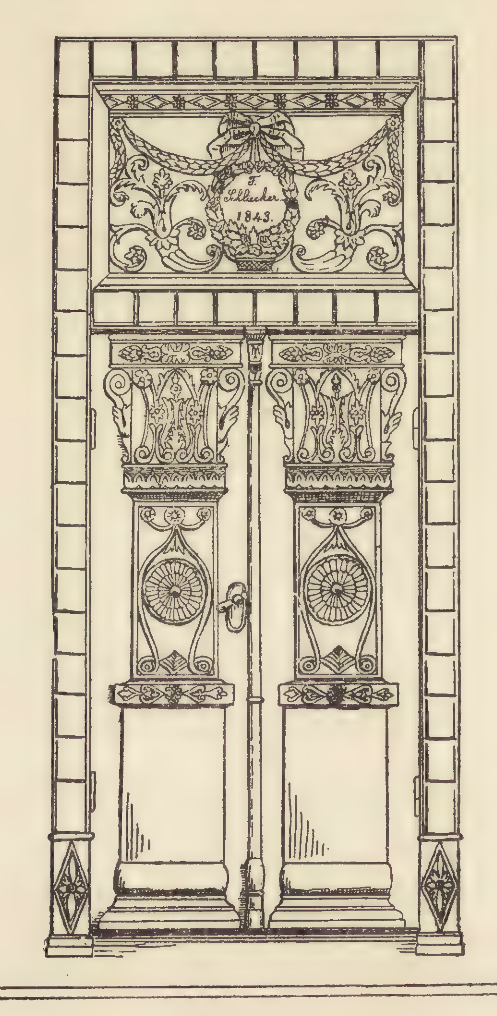
Jetzt stehen wir oben auf dem Seedeich. Der salzige Westwind pfeift uns ums Angesicht. Ah! Tief, tief atmen wir ihn ein. Was erquickt wohl wie er und rüttelt wie er Herz und Sinne auf! — Und da liegt sie: wiegend, wogend, glimmernd, flimmernd, winddurchwühlt, sonnendurchglüht die liebe, alte, ewige Nordsee!

»Die deine Meere nicht sahen, Heimat, kennen Dich nicht«

schreibt Frenssen im Buche von den »drei Getreuen«, und dann in der »Sandgräfin«, wo er das Lob der Heimat singt und von ihren schönen Haaren und schönen Augen gesprochen:

»Aber am schönsten bist Du, wenn du am Morgen . . . . beim ersten Sonnenstrahl, im kurzen Gewand mit schimmernden Knieen, mit weißen, nackten Füßen über die hohe Düne kommst . . . . dein helles Haar flattert im Meerwind . . . . und du sitzest am Wasser und läßt die Wellen mit den weißen Füßen spielen und schaust mit deinen Augen träumend über die Jahrtausende, die du erlebt hast, über ein weites, wallendes Meer . . . . du meine liebe Heimat.« —

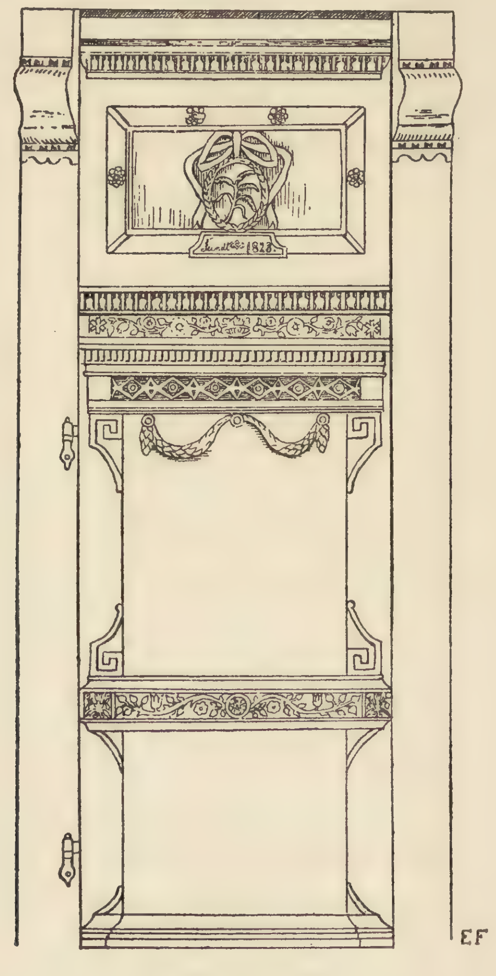
Die Möven flitzen dicht an unseren Augen vorbei; einmal schießen sie in die Wellen und lassen sich für Augenblicke hin und her wiegen, dann wieder stehen sie fast unbeweglich, durchsichtig weiß wie Marmor gegen den tiefblauen



HAUSTÜR IN JORK
GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER

Sonnenhimmel. — Und zu Füßen kommen die Wellen: eine, zwei, immer mehr, viele hunderte, viele tausende, rollen übereinander her, springen durcheinander

hin, haschen sich mit den kalten Wasserarmen und schütteln ihre weißen, glitzernden Schaumlocken im Winde. In allen Farbentönen schillert die See, vom tiefen Dunkelblau des Kimmstreifens bis zum leuchtenden Himmelblau



HAUS IN JORK
GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER

und dem edelsteinklaren Smaragdgrün der vordersten Wellen, welche hoch gegen die Sonne aufbäumend sich am Strande brechen. Und irgendwo in der Ferne

endlich weiße Dünenstreifen. Das sind die Halligen und die Inseln: das ist Amrum oder Sylt.

* * *

»Die Watten glühn, die Watten dünsten,
Weit hinten schläft das müde Meer,
Und über Watt und Dünen jagen
Die Möwen lautlos hin und her.

Einmal ein Schrei, ein kurzer, schriller —
Weit hinten schläft das müde Meer,
Und über Watt und Dünen jagen
Lautlos die Möwen hin und her.«

GUSTAV FALKE

Es ist ganz tiefe Ebbe, und wo vor wenigen Stunden noch lustige Wogen rollten, liegt jetzt regungslos die glatte, glitzernde Schlickebene der Watten.

Meer und Wogen gibt es an allen Küsten der Welt, Dünen auch hie und da; das Watt ist unserer Heimat eigen. Früher lagen an seiner Stelle fruchtbare Küstenländer mit großen Dörfern und Höfen. Die Sage weiß auch von reichen Seestädten zu berichten, deren goldene Dächer noch manchmal an ganz stillen Mittagsstunden draußen unter den Wassern leuchten sollen: von Büsum und Eidum und Rungholt. Es kamen die Fluten und rissen in wenigen grausigen Nächten alles mit sich fort und im Laufe der Jahrhunderte wälzten sie ungeheure Sandmassen über die Trümmerstätten und bildeten so allmählich den jetzigen festen, elastischen Schlickboden.

Vom Deiche oder von den Dünen sieht das Watt öde und leblos aus. Fast unbeweglich rinnt das Wasser durch die tieferen Priele, die es nach allen Richtungen durchziehen. Die Schiffer meiden seine gefährliche Nähe. Nun ganz ferne erscheint es wie umschlungen von einem weißen, ewig wogenden und wiegenden Kranze. Das ist die Brandung der Nordsee.

Aber wenn man hinuntersteigt und zu Fuß oder zu Wagen das Watt durchquert, dann lebt es auf. Kein Menschenleben, aber ein wundersames, vielgestaltiges Tierleben. Alles fliegt und kriecht und kreischt und schreit um den Wattenläufer, wenn er den »Pricken«, Birkenstämmchen oder Besen, welche hie und da als Wegweiser in dem Boden stecken, folgend seinen Weg nimmt. Dicht unterm Deich am Rand des Priels entlang watscheln die Entenpärchen ihre

zahlreichen Familien vor sich hertreibend, Scharen von Möwen segeln gackernd hin und her und schießen manchmal kreischend auf den Wanderer, der dicht am Ufer gehend sich in die Nähe ihrer Nester wagt, dazwischen wimmelt es von rotschnäbligen Austernfischern, und mit ihrem gellenden Tüt! Tüt! laufen die Regenpfeifer durch den Schlick. Zu Füßen spazieren die drolligen rötlichen oder grünlichen Taschenkrebse vor uns auf, und in den Wassertümpeln dehnen sich die Seesterne, welche die letzte Flut zurückließ. Dazwischen wieder klingen die wunderbaren Laute der Natur: das dumpfe Summen der Brandung im fernen Westen oder das feine Knistern und Prickeln, wenn das Wasser im Sande wegsickert. —

Als wir umkehren ist es Abend geworden. Rosige Wolken spiegeln sich in der feuchten Fläche, ganz fern am Horizont ziehen die braunen Segel der Fischerewer vorbei und leichte Nebelschleier huschen herüber. Gegen Abend wird es unheimlich im Watt. Die vielen Gespenster, mit welchen es vom Volke belebt wird, stehen auf. Der Schimmelreiter jagt über den Schlick, und irgendwo aus der Weite klingen die Glocken von Rungholt herüber.

* * *

Unsere Heimreise machen wir im Segelboote. Das ist die schönste Art, das Meer zu bereisen. Da legt man sich lang ausgestreckt aufs Deck und hat Muße, die vielen farbigen Schönheiten der See zu bewundern.

Wir laufen mit halbem Wind auf Helgoland zu und kreuzen von dort die Elbmündung an. Ein schlanker, weißer Schuner begegnet uns. Es ist ein hamburgischer Lootsenkreuzer. Hoch im Großtopp flattert stolz die alte Hamburger Admiralitätsflagge und weckt in jedes Hamburgers Herzen ein Gefühl berechtigten Stolzes: das Meer ist unser! Wir fahren an Neuwerk vorüber mit seinem uralten Leuchtturm, wir nähern uns Cuxhaven. Über die Bäume herüber grüßt das Schloß von Ritzebüttel, auch ein Wahrzeichen alter hamburgischer Macht. Dann fahren wir in die Elbe ein. Grüne Deiche umrahmen das breite Silberband des Stromes. Über die Deichkronen schauen noch eben die Kirchtürme und die Giebel der Bauernhäuser herüber. — Schiff auf Schiff fährt stromauf und stromab. Mit klingendem Spiel und Tücherschwenken kehrt ein riesiger Ozeandampfer von der Auslandreise zurück, und um ihn kreuzen unzählige Fischerewer der See zu.

Das Nordufer beginnt anzusteigen, die Geest tritt an den Strom heran. — Zwischen den Bäumen liegen die schönen, säulengeschmückten Landhäuser der

hamburgischen Geschlechter — die Hamburger waren immer Gartenfreunde — und am Strande wimmelt es von Kindern. Es ist Sonntagnachmittag. Auf dem Strom ist Segelregatta. Die riesigen Segelflächen unter dem Winddruck tief auf das Wasser geneigt, jagen die schnellen Renner der Fluten von festen, kundigen Händen gesteuert durcheinander hin. Hoch zu Luv liegen die Mannschaften in weißen Anzügen mit den malerischen roten Zipfelmützen. Ein Bild so schön und so großartig in seiner Art, wie es nur eine reiche Seestadt zu bieten vermag. —

Noch erscheint vor uns alles von grau-braunem Dunst umhüllt, doch schon beginnt es sich klarer abzuzeichnen und dann liegt er vor uns, unser Stolz, unser Hafen. Masten reihen sich an Masten, alle Flaggen der Erde wehen friedlich nebeneinander, und der betäubende Lärm des Welthafens braust um uns her. Und an dem hohen Ufer baut sich Hamburg auf, überragt vom Michaelisturm; die Abendsonne treibt ein feines Farbenspiel auf seinen grünen Kupferwänden und läßt die Windfahne in reinem Golde leuchten.

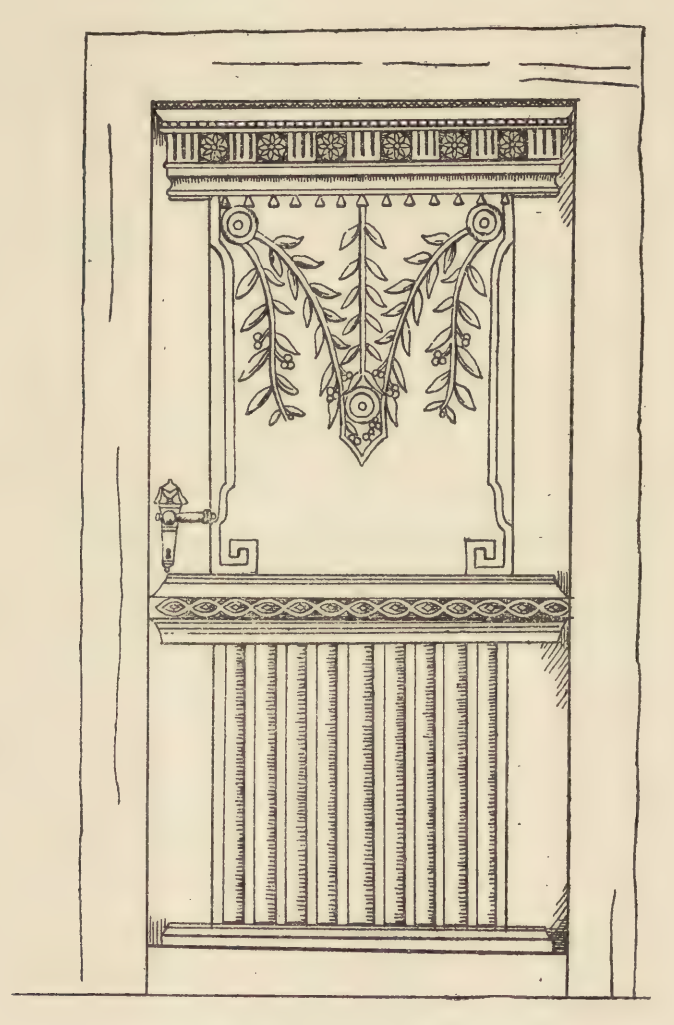
Vom Wasser kommend sollte man die Stadt zuerst sehen, da vermag auch ein Fremder auf den ersten Blick etwas von ihrem Wesen und ihrer Größe wenigstens zu ahnen. So, nicht an den Ufern der Alster oder in den Straßen in ihrem Innern, zeigt sie sich in ihrer einzigen Eigenart. — Man hat wohl Hamburg ein Venedig des Nordens genannt. Das ist eine ebenso triviale wie unzutreffende Phrase. Ein Sohn unserer Vaterstadt sollte sie nicht in den Mund nehmen. Hamburg ist ebenso wenig ein Venedig, wie Venedig ein Hamburg ist. Hamburgs Eigenart liegt nur in ihm selbst. Es ist eben H a m b u r g und wir sollen stolz darauf sein, daß es so ist, und daß keine Stadt der Welt ihr gleich und ähnlich sein kann! —

Das ist das Land unserer Heimat: Eine große, reiche, alte Stadt, zu ihren Füßen ein schöner, buntbelebter Strom, um sie her liebliches Ackerland und stille Heidewelt, weiter unter dem Geestrande fruchtbare Marschen, um die Marschen die Deiche, draußen vor den Deichen einsame Watten und vor den Watten ewiges Meer.

* * *

Es ward bereits oben gesagt, daß das Wesen einer Landschaft das Wesen ihrer Bewohner bestimmt. Wer jahraus und jahrein ein enges Tal bewohnt, dessen Sinnen geht selten über die einengenden Bergeswände hinaus. Er wird leicht zu einem geistig kurzsichtigen Menschen heranwachsen. — In einem lieb-

lichen, weichen, sonnigen Weinlande, wo Mutter Erde den Menschen ihre reichen Gaben fast ungebeten in den Schoß wirft, wird das Leben sich leicht und lustig gestalten und schon die Jugend früh in sein feuchtfröhliches Treiben hineinreißen.



HAUSTÜR IM ALTENLANDE
GEZEICHNET VON FRÄULEIN ERNA FERBER

Unsere Heimat kennt nicht Wein und nicht Berge. Sie ist weit, eben und ernst und manchmal so unendlich grau und trübe. Unsere Heimat liegt

am Meer, und auch, wo sie sich nicht der Küste nähert, spürt man seine Nähe. Auch in die Straßen unserer Stadt weht etwas von dem frischen, herben gesunden Meerwind hinein. Unser Volk ist ein stilles und ernstes, aber es ist gesund und derbe.

Die Leute hier im Nordwesten sind Ackerbauer, Seefahrer, Kaufleute und hanseatische Bürger. Im Ringen mit der Scholle und dem Meere und im Kampfe mit den Feinden städtischer Entwicklung haben sie arbeiten und kämpfen gelernt. Es ist eine bekannte Tatsache, daß vielleicht in keiner Stadt der Welt so viel und so intensiv gearbeitet wird wie in Hamburg. Und gibt es wohl irgendwo etwas so beispiellos Schönes und Großes wie die Arbeit, welche unsere Marschenbauern seit Generationen getan? Jahrhundertelang haben sie ihre Deiche dem Meere entgegengetürmt, immer und immer wieder hat die wilde Nordsee des Menschenwerkes spottend die Dämme zerrissen, aber die Menschen haben nicht verzagt. Sie haben gesiegt; wenn sie auf der Hut sind für immer. Hinter den Deichen ist fruchtbares Ackerland aufgegangen. Die Marschenleute haben sich in zäher Ausdauer durch die Arbeit ihrer Hände buchstäblich die Heimat unter ihren Füßen geschaffen.

Arbeiten und kämpfen macht schweigsam und zurückhaltend. — Man wirft uns vor, wir seien langweilig und hochmütig und verschlossen. Es ist richtig: lustig und spaßig sind wir nicht. Im Nebelgrau werden keine witzigen Plauderer geboren; dazu gehört viel, sehr viel Sonne. Es mag richtig sein, daß sich im Blick auf große Werke unserer Väter und durch das patriarchalische Wesen auf unsern Bauernhöfen und in unseren städtischen Patrizierhäusern ein ganz klein wenig Stolz bei uns herausgebildet hat. Es ist auch richtig, daß wir uns nicht dem Fremden gleich mit lachender Liebenswürdigkeit in die Arme werfen, sondern uns den Menschen erst genau ansehen, ehe wir ihm nahe treten. Aber kann man aus dem Allen uns einen Vorwurf machen? Kann man überhaupt ein Volk dafür verantwortlich machen, wenn seine Wesenseigenart es veranlaßt, das Leben ernst und manchmal vielleicht schwer zu nehmen?

Fehlen uns Gaben, welche anderen schön und unentbehrlich erscheinen, so hat uns unsere Heimat andere geschenkt, welche auch groß und schön sind. Das ewige Schauen über weite Ebenen gab uns die Sehnsucht in die Ferne. Diese Sehnsucht ist es, welche den hanseatischen Kaufmann hinaustreibt in die weite Welt und ihn nicht ruhen läßt, bis er den Durst nach Sehen gestillt hat; sie hat ihm das gegeben, was jeder an ihm rühmt und was ihm zu der


Lesezeichen

Stellung verholfen, welche er gewonnen und hält: den weltumspannenden Blick. Diese Sehnsucht ist es, welche viele unserer Bauern hinaustreibt in die weite Welt des Geisteslebens, daß sie ihr Leben hinbringen mit ewigem Grübeln über wissenschaftlichen Problemen. Diese »lateinischen Bauern« sind unserer Heimat eigen und sie sind nur bei uns möglich. Es ist bezeichnend, daß zwei der schönsten Bücher heimatlicher Kunst gerade das Motiv des »lateinischen Bauern« ausspinnen: Storms »Schimmelreiter« und Frenssens »Jörn Uhl«.

Und die große Ruhe der Heimat und das wunderbare Rätsel des ewigen Meeres, die Stille der Heide und das Geheimnis des Watts gaben uns ein Anderes: die Gabe träumen gehen zu können. Sie ließen große Träumer unter uns erstehen und zu großen Künstlern werden, Künstlern, an deren Werken etwas von der Schwere der Scholle und der großen Melancholie des Meeres haften geblieben ist. —

Viele ernste Arbeiter, einzelne große Künstler, das sind die Leute unserer Heimat.

* * *

»Heimatkunst« ist ein heute viel gebrauchtes, vielleicht auch hier und da mißbrauchtes Schlagwort. —

Man war in den letzten Jahrzehnten in gewissen Kunstkreisen daran gegangen, die deutsche Kunst zu zentralisieren. Man hatte geglaubt, die Hauptstadt des neu erstandenen deutschen Reiches auch zur Hauptstadt im Reiche deutscher Kunst erheben zu sollen. Man wollte aus Berlin eine Art von Paris

machen. Man hatte dabei aber eins übersehen. Paris c'est la France. In Paris strömt das geistige Frankreich zusammen, und die Provinz ordnet sich der typischen Herrscherin im Reiche französischer Kunst willig unter. Deutschland aber ist und bleibt ein Staatenbund. Wie die deutschen Einzelstaaten niemals eine gewisse politische Selbständigkeit vollkommen zu Gunsten eines Ganzen weder aufgeben können noch aufgeben wollen, so können sie auch niemals auf ihre Eigenart auf künstlerischem Gebiet zu Gunsten einer monopolisierten deutschen Kunst Verzicht leisten. Man hatte vergessen, daß es neben Berlin schon immer ein Kunst-München, ein Kunst-Dresden, ein Kunst-Wien, ein Kunst-Weimar und — auch ein Kunst-Hamburg gegeben hatte. Und das Experiment begann sich denn auch im Laufe der Jahre als ein nur recht relativ geglücktes herauszustellen. Gewiß: Großes ist in Berlin geschaffen, große Anregungen sind von dort in den letzten beiden Jahrzehnten ausgegangen, nur nicht eine echte deutsche Kunst. Es blieb immer mehr oder weniger Berliner Kunst. Die deutsche Kunst ist nun einmal eine Kunst der einzelnen Stämme.

Aber ist denn diese Heimatkunst wirklich etwas Neues? Mancher, der die ganzen Jahre sich vom großstädtischen Kunsttrubel ferngehalten und stille abseits gestanden hatte, hat sich wohl gewundert über den Jubel, den die »Entdecker« des neuen Begriffes anstimmten. Das war ja nichts Neues. War Scheffel, der Eckeharddichter, waren Keller und Mörike, keine Heimatkünstler?

Und wir hier im Nordwesten haben seit Jahrhunderten eine große, schöne Heimatkunst gehabt. Es sei nur auf unsere Bauweise und unser Kunstgewerbe hingewiesen. Malernamen wie Meister Bertram, Francke und Scheits, Oldach, Kauffmann, die Speckter, die Gensler, Valentin Ruths sagen dem Kenner der Heimat genug. Auch die Jungen und Jüngsten unter unseren bildenden Künstlern leisten sehr Beachtenswertes, zum Teil Vorzügliches. Und Brahms war doch Hamburger und gerade er hat zwei seiner schönsten Liedkompositionen zu zwei typischen Heimatgedichten geschaffen: Storms »Über die Heide hallet mein Schritt« und Allmers' »Feldeinsamkeit«. —

Wichtiger noch als typischste Äußerung der Volksseele erscheinen die dichtenden Künste. Man sagte früher spöttisch über unsere Volksgenossen: »Frisia non cantat«. Frisia mit Beziehung auf den ganzen Nordwesten. Und wir hatten doch einen Brockes und einen Hagedorn und einen Claudius. Und um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts stand mitten aus dem eigentlichen

Friesenstamme Einer auf, der den lateinischen Märchenspruch endgültig ad absurdum zu führen berufen war: Theodor Storm. Mit jeder Faser wurzelt er im Boden der Heimat; Heideduft und Nordseerauschen weht durch jede seiner Dichtungen, und wenn er auch vielleicht zu sehr Aristokrat und zu sehr Nordwestdeutscher ist, um ganz Allgemeingut der Nation zu werden, so ist er doch in aller Stille einer von den ganz Großen gewesen, wert daß ihn jeder in der Heimat kenne und ihm mit seinem Landsmanne Detlev von Liliencron »viel dunkelrote Rosen um seines Marmorsarges weiße Wände« flechte.

Neben ihm ebenbürtig steht der Dithmarse Claus Groth, schlichter, volkstümlicher als Storm, der größte Lyriker niederdeutscher Zunge und vielleicht einer der größten deutschen Lyriker überhaupt. Dann, beide weit überragend, der andere Dithmarse Friedrich Hebbel. Zwar kein eigentlicher »Heimatkünstler«. Er war zu mächtig für die Heimat und mußte über sie hinauswachsen. Und doch war sie seine Lehrmeisterin und die Mutter seiner tiefen, ernsten, grübelnden Problemkunst, die ihren niedersächsischen Ursprung nimmer verleugnen kann. Und mit ihnen geht eine Reihe anderer. Aus der Menge ragen zwei hervor: Liliencron und Gustav Frenssen. Glühend lieben sie die Heimat, sind frei von jedem leisen Anflug von Decadence, gesund bis in die Fingerspitzen, geboren in Marsch und Heide, im Sausen des Westwindes, der von der Nordsee herüberfährt und von dem ein frischer Hauch durch ihre Kunst weht.

In unserem Hamburg endlich lebt mitten unter uns — ach! noch so herzlich unbekannt — der feinste unserer zeitgenössischen Lyriker, Gustav Falke, der gegenüber den meisten seiner modernen Kollegen in der Kunst, vor allem ein Meister der lyrischen Form ist.

Müssen wir nicht stolz auf unsere Künstler sein? Ist es nicht ein erhebendes Gefühl, daß der deutsche Kunstfreund auf unsere Heimat heute seine größten Hoffnungen setzt? —

* * *

»Min Modersprak, wa klingst Du schön!
Wa büst Du mi vertrut!
Weer ok min Hart as Stahl un Steen,
Du drevst den Stolt herut.

— — — — — — — — —

Min Modersprak, so slicht un recht,
Du ole frame Red!
Wenn blot en Mund »min Vader« seggt,
So klingt mi 't as en Bed.

So herrli klingt mi keen Musik
Un singt keen Nachtigal;
Mi lopt je glik in Ogenblick
De hellen Thran hendal.«

CL. GROTH

Es ist noch nicht gar lange her, da war es wirklich noch unsere Modersprak, das liebe, alte, schöne Platt. Damals scheute man sich nicht, in den hamburgischen Patrizierhäusern Platt zu sprechen. Heute ist das anders. Nur das Volk am Hafen und auf dem Lande kennt noch die Modersprak. Der Mittelstand hat in falschem Bildungsdünkel das scheußliche »Messingsch« daraus werden lassen, und dem Gebildeten erscheinen die alten Laute zu ordinär. Man kann die Hamburger unserer Generation zählen, die noch Platt verstehen. Sprechen kann es kaum einer noch. Ist das nicht traurig und mehr als das, ist es nicht eine Schande, sich der Sprache seiner Großväter, unserer alten Dichter und Gesetzgeber zu schämen? Gustav Falke hat seine Gedichte zu den reizenden Speckterschen Vogelbildern zum großen Teil platt geschrieben. Mögen die Verse weite Verbreitung unter unseren Kindern finden, damit das kommende Geschlecht wieder die alte Heimatsprache lieben lernt, und damit die wunderbare, einzigschöne Lyrik des Quickborndichters, der das Lob der Modersprak gesungen, einmal wieder das Allgemeingut unsererer Heimatgenossen werde!

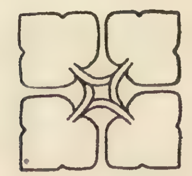
* * *

Und wie steht es nun mit der Heimatliebe von uns Großstadtkindern? Wer kennt von uns die Heimat überhaupt noch? Alljährlich fliegen tausende von uns in die Nordseebäder, hausen in Mietskasernen und modischen Gasthäusern, liegen dicht bei einander am Strande: Großstadtmensch neben Großstadtmensch; was aber hinten im Lande liegt, und die Menschen, die dort leben und arbeiten, kennen sie nicht und bemerken nicht die höhnende Lächerlichkeit dieser in die schönste Einsamkeit verpflanzten Großstadtdependenzen.

So lange wir lieber unter Palmen und Alpenfirnen liegen als unter Heidebirken und auf dem Seedeich, und ewigen Sonnenschein mehr lieben als Nebel

und Sturmwind, sollten wir uns hüten, zu viel von unserer Heimatliebe zu sprechen. Aber einmal kommt da unten bei Gletschern und Sonnenwärme dem, welcher die Heimat wirklich kennen lernte, die Stunde, wo ihn unaussprechliche Sehnsucht in den lieben, stillen Nebelnorden packt. Dann geht es ihm wie jenem Heim Heiderieter in Frenssens schönstem Buche von der Heimatliebe, den erst die Heimat zum ganzen Mann gemacht; er ruft mit ihm jubelnd hinaus: Ich will nach Haus, nach Haus! Dann erst ist er ein rechter, echter Sohn der Heimat. Dann kann er ganz den tiefen Sinn des schlichten Spruches am Anfang dieser Zeilen fassen, dann auch darf er einen anderen Spruch unserer Heimatbauern auf seine Fahnen schreiben. Der Spruch stammt von der friesischen Westküste. Es ist ein stolzer, fast etwas hochmütiger, der aber wie keiner in vier Worten Wesen und Art der Heimat und der Heimatleute und den ganzen Stolz der Heimatleute auf ihr schönes, liebes, weites Land zusammenfaßt:

Rüm Hart, klar Kimming!







DIE MELLENBURGER SCHLEUSE

Wer kennt — oder wer kennt nicht — die Mellenburger Schleuse, einen der lieblichsten und zugleich erinnerungsreichsten Punkte in Hamburgs Umgebung.

Unverändert seit Jahrhunderten rauscht hier im kühlen Grunde die Alster schaumbedeckt durch die Schleuse und darüber ragt, malerisch gelagert, das langgestreckte niedrige Haus empor mit dem großen moosbewachsenen Strohdach auf den grünen Abhang hinabsehend.

Drinnen auf der dämmerigen Diele zieht der zarte blaue Rauch leise am geschwärzten Gebälk dahin, bis er am fernen Scheunentor einen Ausweg findet und in feinen Wölkchen an den Bäumen emporschwebt.

Urväter Hausrat steht an den Wänden umher, alte Truhen, Tische, Schränke aus dem 17. Jahrhundert, und auf den blank polierten Koffern blitzen hie und da die spärlich durch die niedern Fenster einfallenden Sonnenstrahlen. Seit 1622 hat dieselbe Familie das Haus bewohnt und der alte Vater des jetzigen Schleusenwärters erzählt noch gern von alten Zeiten, in denen die Alster als einziger Verkehrsweg für den Handel von der größten Bedeutung war.

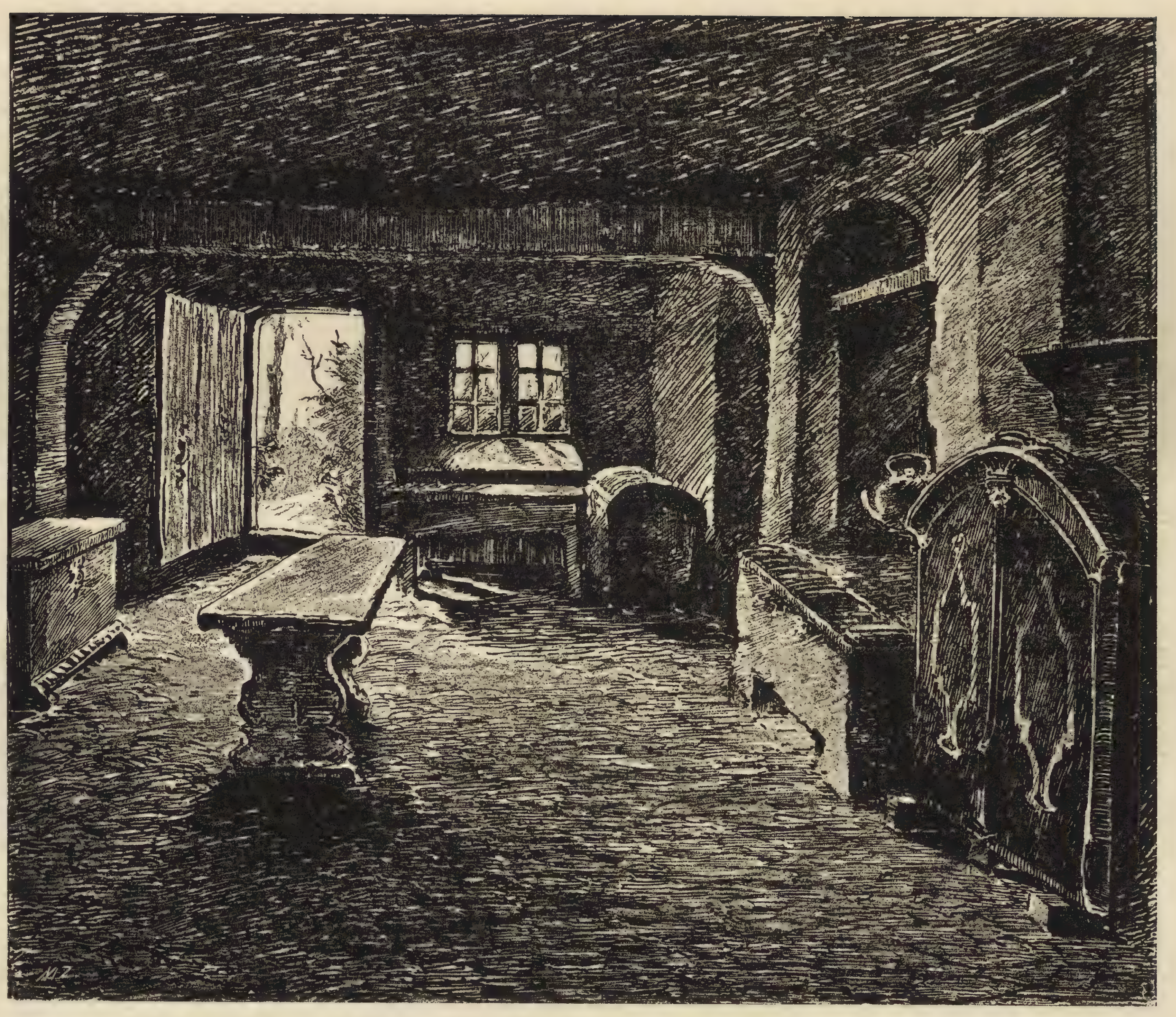
Durch einen Kanal, der durch die Beste in die Trave führte, war sie mit Lübeck verbunden, doch gehörte sie wie vielfach angenommen wird, niemals

Hamburg und Lübeck gemeinschaftlich, sondern ausschließlich Hamburg, wie das auch an dem, in der Mellenburger Schleusenmauer befindlichen alten Hamburger Wappen zu sehen ist. Stromauf und stromabwärts ging der rege Handelsverkehr. Von Segeberg trug das schmale Gewässer den Kalk; aus den weitläufigen Eichenwaldungen die Stämme zum Bau der Hamburger Häuser. Von Hamburg schleppte es unter Anderm die Erze her, die in den Silberschmelzen und Kupfermühlen an Holsteins flinken Auen und Bächen verarbeitet werden sollten. Eine Silberschmelze und eine Kupfermühle lagen nicht weit von der Mellenburger Schleuse auf dem jetzigen Hof Hohenbuchen. Dort findet man noch heute vielfach die Schlacken, die zur Wegeverbesserung verwendet worden waren.

Dieser starke Verkehr, vor allem der schwunghafte Holzhandel wurde von dem umwohnenden Adel mit neidischen Augen angesehen, und die jetzt so friedlich dahinfließende Alster war nicht selten der Schauplatz räuberischer Angriffe von seiten der gewalttätigen und immer in Geldnot schwebenden Junker. Sie überfielen die friedlichen Handelsleute auf ihren eigenen Schiffen und ließen sie erst gegen ein beträchtliches Lösegeld los.

So erging es 1557 dem armen Make Langehein, der Hamburger Bürger war und einen großen Holzhandel nach Holstein betrieb. Mit Weib und Kindern wohnte er am Pferdemarkt, vor dem Alstertor im Pfaffenhofe. An Miete bezahlte er dem Küster von St. Petri jährlich 16 Mark. Späterhin hatte er sein eigenes Haus in der Spitalerstraße. Einmal fuhr er mit 300 Faden Holz, die er im Lauenburgischen gekauft hatte, durch das Gebiet von Borstel, dem großen Gut des Junkers von Bockwoldt. Der ließ ihn anhalten und sagte ihm: »Kannst du so viel Holz zu Wege bringen, so mußt du mir auch was Geldes geben.«

Um dem angedrohten Gefängnis zu entgehen, bequemte sich Make zu einem Lösegeld von 220 Mark. Nach dieser Abfindung betrieb er seinen Handel ungestört weiter, bis Jasper von Bockwoldt eines Nachts ihn auf seinem eigenen Schiff gefangen nehmen ließ. Er wurde an Händen und Füßen gefesselt und saß 4 Wochen in Fußeisen. Die Angelegenheiten der Alster oder des Grabens wie man sie damals auch nannte, wurden von zwei Hamburger Bürgern besorgt, die Grabenherren genannt. Diese begaben sich nach Borstel um die Befreiung des gefesselten Hamburgers zu bewirken, aber ohne Erfolg. Endlich erlangte er seine Freiheit gegen ein Lösegeld von 300 Mark Lübisch, 5 Gulden für Kost und Schließlohn und mit der Verpflichtung dem Junker jährlich zwei Lachse zu liefern.



ALTE BAUERNDIELE AUF DER MELLENBURGER SCHLEUSE, GEZEICHNET VON FRAU MARIE ZACHARIAS

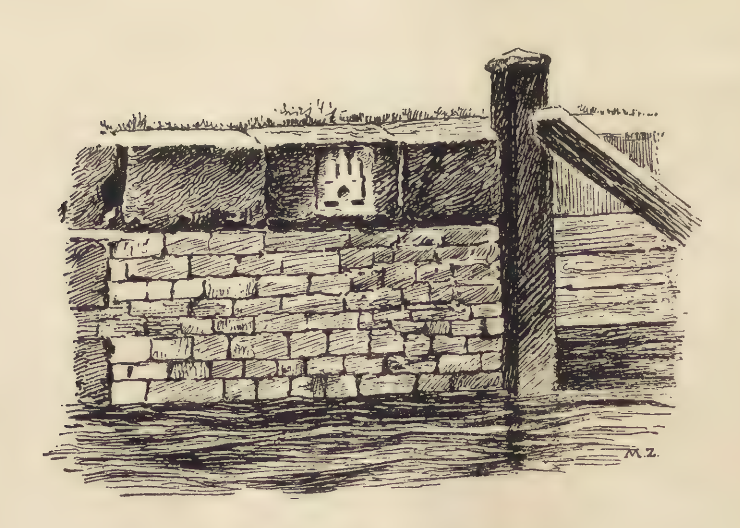
Der Rat hatte mittlerweile die Klage gegen den Junker von Bockwoldt in Speier angestellt. Einunddreißig Jahre schleppte sich der Rechtsstreit am Kammergericht hin und Make starb ohne jemals sein Recht erwirkt zu haben.*)

Von diesem Kriegszustand, von diesen rohen räuberischen Angriffen auf der Alster kann sich der kaum eine Vorstellung machen, wer sie jetzt so unbedeutend und friedlich an ihren hohen Ufern, ihren Mühlen und Schleusen vorüber fließen sieht. Heute ist sie für uns nur noch der Fluß, den Hagedorn so treffend mit den Worten besingt:

Beförderer vieler Lustbarkeiten,
Du angenehmer Alsterfluß,
Du mehrest Hamburgs Seltenheiten
Und ihren fröhlichen Genuß.

MARIE ZACHARIAS

*) Aus dem deutschen Rechtsleben von Brinkmann.



DAS HAMBURGER WAPPEN AN
DER MELLENBURGER SCHLEUSE
GEZEICHNET VON FRAU MARIE ZACHARIAS



NEUE NACHRICHTEN ÜBER JULIUS OLDACH

VON EMIL BENEZÉ

Zu den wenigen älteren Malern Hamburgs, die trotz zeitweiligen Eingehens auf eine Modeströmung doch Selbstbewußtsein und Kraft genug besessen haben, ihre und ihrer Heimat Eigenart tapfer zu erhalten, gehört in erster Linie Julius Oldach.

Was dieser ebenso geniale wie gewissenhafte und warmherzige Künstler in der deutschen Kunst des neunzehnten Jahrhunderts hätte bedeuten können, wäre er nicht schon 1830 im Alter von sechsundzwanzig Jahren gestorben, hat A. Lichtwark auf Grund liebevoller, eindringender Betrachtung der nach und nach von ihm selbst aufgespürten Zeichnungen und Gemälde Oldachs in einer Monographie dargelegt.

Außerordentlich interessant ist in dieser Schrift der Nachweis, daß dieser junge ernste Bäckerssohn sich, d. h. sein künstlerisches Sein zweimal in der Fremde beinahe verlor

und sich in seiner Heimat auf sich selbst hat besinnen müssen, aber auch wiedergefunden hat. Ein erstes Mal hat er in seinem siebzehnten Lebensjahre, nachdem er in Selbstbildnissen erstaunliche Beweise von natürlicher Begabung, Frühreife und selbständiger Arbeitsweise gegeben, die Dresdener Akademie bezogen, welche damals nur höchst unbedeutende und rückschrittliche Pedanten als Professoren aufzuweisen hatte.

Während der drei Jahre 1821 bis 23, die er dort verbrachte, hat er viel von seiner ursprünglichen Technik und Frische eingebüßt, so daß es dem nach Hamburg Zurückgekehrten nicht leicht gefallen sein muß, nach kurzer Zeit schon wieder so vorzügliche Porträts zu schaffen, wie die seiner Eltern und Tanten, die jedem, der unsere Kunsthalle eingehender kennt, wohl vertraut sind. Und wiederum, als es ihn in seiner Vaterstadt nur acht Monate geduldet und er dann in München 1825 bis 27 unter den Einfluß von Cornelius großzügiger, allegorisch-gedankenreicher, aber in der Detaildurchbildung und in dem Technischen durchaus nicht einwandsfreien Freskenmalerei geraten war, hat er diese ihm so ganz fremde Welt und Darstellungsweise in kräftiger Reaktion abgeschüttelt, sobald er 1827 den heimischen Boden wieder betreten.

Völlige Emanzipation vom Akademischen wollte sich dann in dem unvollendeten Ölbild Hermann und Dorothea vorbereiten, da wurde Oldach in München, als er merkwürdigerweise nun doch in Cornelius Begleitung nach Italien reisen wollte, vom Tode überrascht.

Mit wie viel Zweifeln an sich selbst und anderen herben Erfahrungen der Künstler seine Wandlungen hat bezahlen müssen, konnte man bisher nur ahnen. In Beziehung auf sein inneres und äußeres Leben war Lichtwark auf die Bilder, dürftige Notizen, wenige und unsichere Mitteilungen eines in hohem Alter erst gestorbenen Bruders des Malers und endlich auf eigene Kombinationen angewiesen.

Ergänzt aber wird das alles und vielfältige Kenntnis von Oldachs Schicksalen, von der Art seines Denkens und Fühlens und vor allem von seinen Qualen wird uns vermittelt durch vierzehn in der Zeit vom Dezember 1823 bis April 1828 an den Bildhauer Ernst Rietschel von ihm geschriebene und durch einige ungefähr gleichzeitig von J. Milde an dieselbe Adresse gerichtete Briefe, die Herr Professor D. Rietschel in Leipzig, der Sohn jenes Jugendfreundes der beiden, auf Ersuchen zur Benutzung freundlichst geliehen hat. Wichtiges Material findet sich auch in Rietschels Selbstbiographie und der trefflichen Darstellung seines Lebens von Oppermann.

Rietschel, der Bildhauer, der das gewaltige Lutherdenkmal in Worms, die auf ernstem Studium beruhende Lessingstatue in Braunschweig, die unübertreffliche Goethe-Schillergruppe in Weimar, die Pieta in der Friedenskirche zu Potsdam und so viele andere geist- und seelenvolle Werke schaffen durfte, wurde 1804 geboren; im selben Jahre auch Oldach. Das ist nicht bedeutungslos. Diese Generation hat in empfänglichen Jugendjahren Eindrücke empfangen, wie sie ernster und nachhaltiger kaum gedacht werden können. Ernst Rietschel hat mit knabenhafter Neugier Franzosen und Kosaken in seinem Heimatsdörfchen Pulsnitz bei Dresden begrüßt, dann aber auch erlebt, wie man sich einer Anzahl in die elterliche Wohnung eingedrungener Plünderer nur mit Mühe erwehrte, entsetzliche Aufregung mit geteilt, als Kugeln in die Nachbarhäuser einschlugen; er hat voll unheimlichen Grauens, von einer Anhöhe aus mit seinem Vater zusammen nach der Hauptstadt blickend, fünf Feuersäulen von brennenden Dörfern aufsteigen gesehen und unaufhörlichen Kanonendonner rollen gehört. Die Sorge von Vater und Mutter um gefährdete Angehörige begriff er wohl nicht ganz, und beim Siegesjubel freute er sich mit, weil die anderen glücklich waren.

Natürlich hat ein neunjähriger Knabe noch kein Verständnis für die Bedeutung der um ihn vorgehenden Dinge, aber nachträglich geht es ihm doch auf. Und, was die Hauptsache ist, fromm und demütig gestimmte Eltern erziehen in ihm einen reinen, ernsten Geist. An solcherlei Jugendeindrücke muß man vor allem denken, wenn man Overbeck, Cornelius, Veit u. a. verstehen will, jene Jünglinge, die sich im verlassenen römischen Kloster San Isidoro zu mönchisch-anspruchslosem Leben zusammenfanden und die in den Bildern der Frührenaissance bewunderte keusche Innigkeit und Lieblichkeit ihren eigenen Fresken einzuhauchen bemüht waren. Ihnen war das theatralische Pathos und die Anlehnung an die Antike, wie sie sie bei der Schule des Revolutions- und Napoleonmalers David fanden, nicht nach dem Sinn, wenn sie ihnen auch wohl nicht so zuwider war wie die weichlich-süßliche und lüsterne Art des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Kindheitserlebnissen ähnlich den von Rietschel berichteten ist uns aus Oldachs Jugend direkt nichts überliefert. Aber man weiß, was Hamburg in der Franzosenzeit gelitten, und der Wellenschlag der Zeitereignisse hat natürlich auch das Haus des Bäckermeisters und vielleicht schon damaligen, jedenfalls nachherigen Bürgerschaftsmitglieds J. F. R. Oldach, des Vaters des Künstlers stark berührt. Als Julius, sein ältester Sohn, 1821 an der Dresdener

Akademie dank seiner Vorbildung gleich die obere, die Aktklasse besuchen konnte, hatte sich dessen blutarmer Altersgenosse aus Pulsnitz mit rastlosem Eifer auch schon durch den Gipssaal hindurch und zu dieser Höhe emporgearbeitet und gehungert. »Dort übte Oldach, ein junger Hamburger«, so schreibt Rietschel, »großen Einfluß auf mich aus, der feine Schönheitssinn in seinen Zeichnungen war uns anderen ein Muster der Nacheiferung. Wir schlossen uns eng an einander an.« An späterer Stelle spricht Rietschel davon, daß es ihm von Dresden nach Berlin zu Rauch zu gehen auch deshalb leicht geworden sei, weil, abgesehen davon, daß Milde kürzlich nach Hamburg zurückgekehrt, auch Oldach längst nach München fort gewesen sei, wo sich »sein bevorzugtes Talent auf der Akademie hervorgetan«.

Wie innig man in dem Kreis, in den Oldach eingetreten, an einander hing und wie es da zuging, lehrt in der Selbstbiographie eine längere Partie, die wörtlich hier Platz finden muß um ihres schlichten liebenswürdigen Tons willen, in dem sie erzählt, und weil alles darin Hamburger Kunstfreunde interessieren wird. Sie bezieht sich mit auf Jahre, in denen Oldach bereits fern und der von ihm hinempfohlene Milde für ihn eingetreten war. »Nachdem ich«, heißt es da, »das zweite Jahr in meiner luftigen kalten Wohnung zugebracht, zog ich 1822 mit meinem Freunde Thäter zusammen, dessen Mutter in einem Stübchen daneben wohnte und uns pflegte, wie ich es lange nicht gewohnt gewesen war. Wir hatten eine sehr kleine Stube, mit unbeschreiblicher Behaglichkeit saßen wir aber die kalten Winterabende beisammen. Wir fühlten uns um so bedürftiger nach Wissen, als wir bei unsern Freunden Oldach und Milde aus Hamburg eine treffliche Schulbildung und gereiftere Kunstanschauungen antrafen. Milde war ein inniger Freund von Erwin Speckter, dem genialen Künstler, der in Rom*) so früh starb und durch seine »Briefe aus Italien« dem großen Publikum bekannt geworden ist. Milde, Thäter und ich wurden bald ein unzertrennliches Kleeblatt. Wir gingen stets miteinander um. Mildes Charakter war, wie sein Name, mild und treu, sittlich rein und fromm. Seine Bildung kam uns zu statten, er regte vielfach an, ordnete mehr die Wahl unserer Lektüre und schwärmte mit Enthusiasmus für seinen Erwin, von dessen Leben, Denken und Tun wir durch seine Mitteilungen ein solch lebendiges Bild bekamen, als lebten wir mit ihm. Da auch seine Briefe gemeinschaftlich gelesen

*) Die Erinnerung täuschte Rietschel. Erwin Speckter ist in Hamburg verstorben.

und wir oft in denen an Erwin erwähnt wurden, so ward denn bald auch von uns ein Brief mit ihm gewechselt und Brüderschaft getrunken, indem wir zu einer bestimmten Stunde von fünf zu fünf Minuten anstießen«. Man fühlt sich an den Freundschaftskultus der Zeiten Gleims und Klopstocks und die zärtlichen Gepflogenheiten des Hainbunds erinnert. Die oben erwähnten Jugendeindrücke machen sich bemerklich. Oldach tritt hier zurück. Aber nach einer von Lichtwark mitgeteilten mündlichen Äußerung Rietschels, die später einem Bruder des Künstlers gegenüber geschah, haben sie »alle zu ihm hinaufgesehen und ihn als einen der Größten in der kommenden Zeit betrachtet«. Solange er, der aller Sentimentalität abhold war, im Mittelpunkt des Kreises stand, wird der Ton vielleicht nüchterner, aber nicht weniger herzlich gewesen sein. Ganz so, wie es der Hamburger liebte, haben sich die aus unteren Schichten stammenden guten Jungen nicht benommen. Höchst amüsant ist die Art, wie Oldach nachher (26. April 1824) von Hamburg aus auf die Ankunft Mildes vorbereitet. Auf der einen Seite warnt er davor, sich durch sein anscheinend rohes wildes Äußeres irre führen zu lassen, andererseits kann er die Mahnung an die Freunde, mit denen er Ehre einlegen will, nicht unterdrücken: »Wenn er sich nur an eure erschreckliche Gemütlichkeit gewöhnen kann, mit der ihr Bier trinkt, Butterbrot eßt und Puff spielt. Nun ich denke, du hast dich etwas gebessert.« Am Schluß desselben Briefs kommt er noch einmal darauf zurück; er lobt das trauliche Zusammensitzen bei einer angenehmen Unterhaltung im Winter hinter dem warmen Ofen, tadelt aber die Gewohnheit, an herrlichen Sommerabenden in Gottes freier Natur bei schlechtem Bier und dem jämmerlichen Puffspiel (heute würde man sagen Skat) zu sitzen; das ist ihm unausstehlich und schändlich. Mit seinem Bedürfnis nach inhaltsvollen Gesprächen war er aber doch auf seine Rechnung gekommen. Das beweist seine später, besonders in den Münchener Briefen ausgesprochene Sehnsucht nach dem angeregten Zirkel und eine von Oppermann abgedruckte Stelle aus Rietschels leider nur in ganz geringen Bruchstücken erhaltenem Tagebuch. Nachdem der Verfasser zuvor schon einmal seinen reuevollen Kummer darüber geäußert, daß er sich bei einem Besuch, den er nach der Abendbeleuchtung Oldach gemacht, über etliche mokiert, tadelt er sich bald darauf wegen dieses Fehlers wieder und fährt dann fort: »Ich zeigte heute eine Komposition (Zeichnung) aus dem »Mörder« von Langbein gemacht. Oldach meinte, sie wäre nicht übel, auch Graf Stembock meinte es, aber Ascher (gemeint ist Asher aus Hamburg) hörte ich sprechen, er könne sie nicht leiden, und er hatte auch Recht.« Außer

Asher sind von den damals an der Akademie studierenden Hamburgern, wie Bemerkungen in den Briefen zeigen, auch Porth und Koopmann dem Kreise wohl bekannt, ferner ein Sohn Ph. Otto Runges, der sich in Dresden, wohin seine Mutter als Witwe zu den Ihren zurückgekehrt war, auf den Bildhauerberuf vorbereitete. Später spricht er auch von Richter, wie von einem den Freunden wohl bekannten Künstler. Gemeint ist sicher der sinnig-liebenswürdige und humorvolle Ludwig Richter, dessen hundertjährigen Geburtstag man jetzt gefeiert. Seltsamerweise erkennt Oldach einem Münchener, mit dem er ihn vergleicht, viel mehr Freundlichkeit, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit in den Mienen zu. Vielleicht war er gegen den sächsischen Charakter überhaupt mißtrauisch. Die meisten Professoren haben, wie Lichtwark richtig vermutet, wenig bieten und imponieren können. Oldach bezeichnet sie mit einem urkräftigen Ausdruck der Verachtung. Man mußte durchaus sehen, wie man allein zurecht kam, trieb aber fleißig Anatomie. Oldach beklagt in München wiederholt bitter, daß er sie ganz verschwitzt habe. Eine Berührung schon damals mit dem oben erwähnten Nazarenertum ist jetzt auch für Oldach nachzuweisen. Er hat des Romantikers Vogel Ausmalung im Pillnitzer Schloß kennen gelernt; denn er vergleicht sie später zu ihren Ungunsten mit einem andern Bild. Von Näke, der ähnliche Ziele wie Vogel verfolgte, hören wir nichts. Die Hinneigung der jungen Dresdener zur vorrafaelischen und altdeutschen Kunst, von der Rietschel erzählt, daß sie in seine Studienzeit gefallen, kann auch recht wohl erst in den Jahren nach Oldachs Weggange aufgekommen sein. Von einer in diesem Zusammenhang mit erwähnten Abneigung gegen die Antike dagegen ist unser Hamburger angesteckt worden. Er braucht aber deshalb nicht Nazarener gewesen zu sein. Ihm geht nur die Natur über alles und was ihre Nachbildung angeht, so können die Griechen darin noch übertroffen werden, sind sie es z. B. durch Thorwaldsens Reliefs »Tag« und »Nacht«. Phidias' Kunst war damals in Deutschland noch so gut wie unbekannt. Rietschel hat jene Abneigung in Berlin als Schüler Rauchs überwunden und sich ohne seine eigene Gemütstiefe zu verlieren, an den strengeren klassischen Formen, die der Meister liebte, geschult. Eine solche Verschmelzung eigenen modernen Gefühls mit antiker Großheit gelang leider Oldach nicht, als er in Cornelius' Bannkreis geriet. — Am 24. Dezember 1823 ist Oldach bereits ein Vierteljahr wieder in seiner Vaterstadt.

Im Leben eines jeden lebhafter empfindenden Menschen ist die erste Rückkehr in die Heimat nach längerer Lehrzeit, welcher Art sie auch sei, ein

ganz besonderes Ereignis. Zu allen Personen und Dingen gewinnt man ein neues Verhältnis. Den im alten Einerlei Zurückgebliebenen sehr überlegen wie man meint, und ihnen natürlich äußerst interessant, fühlt man sich unendlich gehoben und zu kühnen Urteilen befähigt und berechtigt. Zunächst aber erscheint vieles, wovon die Vorstellungen in der Ferne matt und verschwommen geworden war, frisch, bedeutungsvoll, poetisch.

Der rüstig und sehnsüchtig heimwärts Strebende erfreut sich im Harz herzlich an den herrlichen Bergen und Tälern, den prächtigen Eichen- und Buchenwäldern, dem kräftigen schönen Menschenschlag, aber auch an dem Halbplattdeutsch, das die Nähe des Zieles anzeigt. Geradezu berauschend aber muß, dem Schwung der Schilderung nach zu urteilen, der erste Anblick der Elbe auf ihn gewirkt haben mit ihren Schiffen und der »alten ehrwürdigen Hamburg« mit ihren fünf riesenmäßigen Türmen. Um dem Freunde eine Vorstellung davon zu geben, wie ihm da zu Mute war, muß er schon dessen Pulsnitzer Erfahrungen zu Hülfe nehmen. Daheim angekommen hält er sichtlich ganz trunken vor Wonne und wahrscheinlich im Dämmer des Hausflurs seinen ältesten Bruder, der aber doch jünger als er selbst war, für seinen Vater und erkennt er die kleineren Geschwister gar nicht wieder. Die Mutter aber ist sehr lange im Zweifel, ob er der rechte sei. Die Schwester will sich über sein Benehmen, seine Sprache, sein ganzes sonderbares Wesen tot lachen. Was er an dieser Stelle noch zu bemerken nötig findet, ist, daß die Mädchen seiner Bekanntschaft verblüffend groß und hübsch geworden sind. Vorsichtigerweise nennt er sie, um jedem Argwohn vorzubeugen, »Dinger«. Sie haben in seinem Leben wohl eine geringe Rolle gespielt. Nur der Gegenstand seines letzten Bildes, auf dem Hermann die Geliebte trägt, könnte darauf schließen lassen, daß er, sonst nur ein Freundschafts-Enthusiast, auch einmal von Liebe zu einem weiblichen Wesen berührt worden ist. Seine Bilder haben, weil meist nicht oder überhaupt nie auf Bestellung gearbeitet, in der Regel Beziehung auf sein Leben.

Kräftiger Rindfleischkost gelingt es dann, ihm ein nach dem Ausdruck des Vaters »etwas hamburgisches Aussehen« zu verleihen, welcher Erfolg übrigens auch bei Asher und Porth konstatiert wird. Was aber die Angehörigen ihm, dem in gewisser Beziehung Verwöhnten, nicht zu bieten vermögen, das ist geistige Nahrung. Er, der die würdige Ehrbarkeit des Bäckerhauses und die anheimelnde Traulichkeit des Familientisches in dem Stammbaum so sorgsam und liebenswürdig dargestellt hat, rechtfertigt seine ihm selbst unnatürlich erscheinende



Lesezeichen

Sehnsucht nach Dresden mit folgender halb ärgerlichen, halb launigen Schilderung: »Das ist ein ewiges Rennen, Treiben, Schreien und Lärmen, daß man wirrig werden möchte. Den ganzen Tag ist an keine Ruhe zu denken und erst des Abends halb Eilf setzen sich die Leute zusammen, um, während sie ihr letztes Essen einnehmen, von dem zu sprechen, was den Tag über verkauft und nicht verkauft worden ist. Meine Munterkeit fängt bei diesen interessanten Unterhaltungen gewöhnlich an bankrott zu machen, und ich war schon oft in Gefahr, mir während dem Einnicken die Nase in dem vor mir stehenden Weinglase zu zerstoßen.«

In dieser Zeit malt er emsig an den Porträts seiner Eltern — es sind die in der Kunsthalle befindlichen — kommt aber bei dem beständig schlechten dunklen Wetter nur langsam vorwärts. Was die Pflege der Kunst in Hamburg angeht, so findet er sie gar nicht so übel. Es gibt zwar unter ihren Liebhabern genug, die noch den manierierten, weichlichen, geistreich sein sollenden Stil des achtzehnten Jahrhunderts allein goutieren, die »von Geist, geistreichem Strich und grandios raisonnieren, daß einem angst und bange wird«. Aber in den »ganz niedlichen Sachen« von ein paar jungen Leuten hat Oldach mit Staunen »ein reines Streben nach der Natur« entdeckt. Auf dieses kommt es ihm also an. Zwar haben das

schon seine Bilder erwiesen; es macht aber doch Freude, bei dem Künstler volle Klarheit über seine Ziele zu finden. Daß sein Verhältnis zu den Altdeutschen, die den Präraffaeliten nahe standen und für die Kunst ihrer Vorfahren aus dem 15. Jahrhundert schwärmten, vorläufig ein kühles war, ist eigentlich selbstverständlich; denn wer bei der Natur in die Schule gehen will, mag zunächst von Nachahmung des historisch Überkommenen nichts wissen. Es ergibt sich aber auch aus der abfälligen, jedoch gewiß richtigen Bemerkung, daß diese Leute immer schon ziemlich zufrieden seien, »wenn sie nur recht was Hartes, Steifes und Trockenes« sähen. Die Richtung scheint damals weniger unter den ausübenden Künstlern als unter den Kunstliebhabern Freunde gehabt zu haben. Spricht sich bei der Erwähnung der letzteren einige Geringschätzung aus, so ist die Hochachtung, mit welcher von dem Kunsthändler Harzen und von dem Baron v. Rumohr gesprochen wird, um so bemerkenswerter. Rumohr, der in Holstein Güter besaß, ist eine ungemein anziehende echt edelmännische Erscheinung jener Zeiten. Konnte er nicht mit einem großen Vermögen wie später Graf Schack, dieser andere Norddeutsche, an den er in manchen Stücken erinnert, junge Talente auch materiell unterstützen, so war der vielgereiste Kunstschriftsteller, dieser Freund aller bedeutenden zeitgenössischen



Lesezeichen

Künstler und feinsinnige Beurteiler doch ein verständnis- und liebevoller Berater aller ernst Aufstrebenden, mit denen er in Berührung kam. Erwin Spekter z. B. hat ihm noch viel zu verdanken gehabt.

Eben aus Italien zurückgekehrt, wo er Overbecks Freund geworden, hat Rumohr auch unsern Oldach, den er in einer Gesellschaft kennen gelernt, aufgesucht und nach dessen Angabe hatte fast noch niemand über die ihm vorgelegten Zeichnungen und Malereien ein so richtiges, wenn auch nicht immer günstiges Urteil abgegeben wie er. Wir wissen, daß Oldach damals außer seinen Eltern noch seine Tanten gemalt hat. Im April 1824 teilt er mit, daß er jetzt eine entsetzliche Menge von Porträts schmiere. Ferner erfahren wir von zwei für Rietschel bestimmt gewesenen Selbstporträts, von denen er aber das eine »in der Begeisterung« in den Ofen gesteckt, das andere sich von seiner Schwester habe abbetteln lassen. Außerdem sei er mehrmals von anderen, z. B. von Milde gezeichnet, so daß ihm seine Fratze ganz zuwider geworden wäre und er nicht mehr ohne Ekel in den Spiegel sehen könne. Allmählich macht sich schon eine freudlose Stimmung bemerkbar. Er wünscht von seiner Vaterstadt, in der er sich doch, wie er sagt, jetzt ganz erträglich befindet, möglichst bald hundert Meilen entfernt zu sein, und er beginnt, was wohl keinem ernsten Sucher, der eigene Bahnen wandelt, erspart bleibt, hinsichtlich seines Künstlerberufs unsicher zu werden. »Mit meinem Malen«, schreibt er am 26. April kurz vor der Abreise nach München, »geht es jetzt zwar nicht mehr so schlecht wie in Dresden,*) ich sehe indes immer mehr ein, daß ich durchaus nicht zum Künstler geschaffen bin, und hätte ich das vor vier Jahren gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre nie auf die unsinnige Idee gekommen, Maler werden zu wollen. Nun aber da ich einmal so weit vorgegangen bin, ist es zu spät, wieder umzukehren, und ich will wenigstens das werden, was ich bei meinen sehr wenigen Talenten irgend werden kann.«

Wie traurig das im Munde eines so jungen Mannes, der im Begriff steht, zu seiner weiteren Ausbildung in weite Ferne zu ziehen! Und diese Worte sind nicht eine Äußerung vorübergehender Mißstimmung, sondern bezeichnen den Anfang einer Tragödie. Sein größtes Unglück war es, daß gerade er nach Baierns Hauptstadt geriet. Wahrscheinlich hat ihn Rumohr dahin gewiesen, damit er dort im Anblick Corneliusscher Fresken Stil und Größe gewänne.

*) Dort hat er, wie Lichtwark richtig vermutete, hauptsächlich gezeichnet.

Wenigstens wurde Oldach durch ihn einzig an Schlotthauer empfohlen, der Kartons des damals schon übergewaltigen Meisters in der Glyptothek malte. Damit hätte er denn allerdings diesem Schützling einen schlechten Dienst erwiesen, so gut er es mit ihm meinte. Er mag es auch gewesen sein, der dem bei aller gesunden Nüchternheit begeisterungsfähigen Jüngling von Nürnbergs Herrlichkeit erzählt hat. Diese war dem gebildeten Deutschland so recht wieder geoffenbart worden durch den Dichter Ludwig Tieck, der dort ungefähr dreißig Jahre zuvor an seines sanften und phantasievollen Freundes Wackenroder Seite seligverklärten Auges das schöne Erbe einer großen Zeit genossen. Wackenroders »Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders« nach des Verfassers frühem Tod von dem überlebenden Freunde herausgegeben und dann von Tieck selbst »Franz Sternbald Wanderungen«, das waren die Früchte ihrer freudenreichen Ausflüge nach Dürers Vaterstadt von der Universität Erlangen aus gewesen. Dem belesenen Rumohr sind diese Bücher natürlich nicht gleichgültig geblieben. In ihren Geist aber war er noch mehr hineingezogen worden, als er 1804, im Geburtsjahr Oldachs, mit Tieck und dessen Bruder Friedrich, dem Bildhauer, eine Reise nach Italien antrat. Unseres jungen Künstlers von nun an stark hervortretende Begeisterung für das Altdeutsche auf den Einfluß des vornehmen, viel älteren, gebildeteren, kurz in jeder Beziehung überlegenen Gönners zurückzuführen, dürften wir demnach wohl berechtigt sein. Hat Rumohr doch auch Erwin Speckter das eingehendste Studium des Memlingschen Bildes im Dom zu Lübeck empfohlen. So hätte ihn denn dieser gebildete Aristokrat, der, selbst nicht Künstler, verschiedenen Kunstrichtungen das Gute abzugewinnen vermochte, auf zwei ganz entgegengesetzte Muster hingewiesen. Einmal fand sich Oldach in Nürnberg und in der Münchener Galerie vor die Werke der alten deutschen Meister gestellt, die, mit größter Liebe und kleinmeisterlicher Sorgfalt auch das scheinbar Unbedeutende malend, es doch für ihre Hauptaufgabe hielten, in den Menschen und Dingen, die sie darstellten, eine Seele zu suchen und zu zeigen. Darin hätte Oldach sich selbst wiederfinden, daran hätte er sich weiterbilden und in den Zeiten der Zweifel einen Rückhalt finden sollen. Auf der anderen Seite aber trat ihm als angeblich allein wahre Kunst die von der Modeströmung getragene, man kann wohl sagen romanischere, Art des Cornelius entgegen, der für das Kleine und Individuelle, als das Beschränkte nur die Verachtung der damaligen Philosophie hatte, und das Typische, die ewigen Formen, mit großen

Linien unter Vermeidung kräftiger, an irdische Stofflichkeit erinnernder Farben umschreiben wollte. Anstatt den Gott in seiner eigenen Brust allein zu fragen, fing er nach einigem Widerstreben an, die fremden Götzen zu ehren, ohne ihnen doch recht dienen zu können, und darüber ging er zu Grunde.

Wer sich darüber wundern wollte, daß er über Rumohrs Einfluß nicht selbst deutlicher spricht, darf nicht unterlassen, den Stolz des Künstlers mit in Betracht zu ziehen, der den Gedanken an Abhängigkeit von einem anderen gar nicht aufkommen lassen mag, am wenigsten, wenn er an einen Studienfreund schreibt, der ihn bewundert.

Leider hatte er in Nürnberg, wo es ihm sehr gefiel, nicht seinen zärtlich geliebten Erwin Speckter, eine rechte Wackenrodernatur, bei sich, sondern war er in der Gesellschaft Koopmanns, eines anderen Landsmanns, den es nach Rom verlangte, und der deshalb immer zur Weiterreise trieb. Drei Tage war ihm infolgedessen nur vergönnt, dort zu bleiben.

In München gefällt's ihm von Anfang an gar nicht. Die Akademie mit ihren rückständigen Pedanten, von der Art, die er in Dresden verachten gelernt hatte, bietet ihm vorläufig nichts. Er mag sich von den »alten Sündern« nicht schikanieren lassen. Dem eben verstorbenen bisherigen Direktor Langer weint er keine Träne nach. Ob Cornelius dessen Nachfolger werden wird, wie das Gerücht geht, ist ihm zweifelhaft. Indessen bemüht er sich schon jetzt, zu dessen Malweise ein näheres Verhältnis zu gewinnen. Was der ihm sehr sympathische Schlotthauer in der Glyptothek nach den Kartons des Meisters malt, überrascht ihn. Er hat sich gar nicht vorgestellt, daß man der alten Göttergeschichte, von deren Verwendung in Deutschland er eigentlich nichts wissen will, eine so interessante, neue, poetische, deutsche Seite abgewinnen könnte. Mangel an Sorgfalt in der Durchbildung der Köpfe, die ihm karrikaturmäßig erscheinen, und an Sinn für die Schönheit der Form übersieht er dabei nicht. Zum Mithelfen, wozu ihn der neue Freund auffordert, erklärt er jedoch gar keine große Lust zu haben. »Ich glaube auch sogar«, sagt er in richtiger Kenntnis seiner eigenen Vorzüge, »daß es mir schaden wird, da man keine Natur dabei vor sich hat.« In der Galerie steht er gerne vor den älteren Italienern, wie Francesco Francia, und den Porträts Dürers, Holbeins und Raffaels, von denen ihm das des erstgenannten am besten gefällt. Rubens und die ausgepinselten Sachen Adriaen van der Werffs sind ihm zuwider. Entspricht nicht alles seinen Erwartungen und fehlt ihm sein Erwin sehr, der Junge,

den man schon »um seines netten Gesichts und seiner frommen unschuldigen Augen willen lieb haben« muß, so ist er doch an der neuen Wirkungsstätte in sichtlich angeregter, erwartungsvoller Stimmung. Er bestellt sich auch einen ansehnlichen Vorrat Farben aus Dresden.

Ende September wird Cornelius schon »recht sehnlich erwartet« und werden seine teilweise »unvergleichlich schönen« gestochenen Zeichnungen Rietschel angelegentlichst zum Studium empfohlen. Als er kam, war Oldach längst seiner alten Hypochondrie, die ihn selbst in Dresden nicht ganz hatte glücklich werden lassen, und einer aus den Verhältnissen wohl zu verstehenden Mutlosigkeit anheimgefallen. Der Meister warf seine Schatten voraus. Immer mehr junge Künstler, die sich zu Cornelius Schülern zählten, bevor sie ihn gesehen, strömten auf die Kunde von seiner neuen Ernennung herbei. Ihre Menge war so groß, daß morgens vor dem nunmehr viel zu kleinen Aktsaal immer das rücksichtsloseste Gedränge stattfand. Unserm Hamburger war dergleichen gründlich zuwider und so gab er es auf, dort die ihm so notwendige Auffrischung seiner Anatomiekenntnisse zu suchen. Die Wahrnehmung, daß er im Technischen zurückginge, war jedoch, so schmerzlich er sie auch empfand, nicht der Hauptgrund dafür, daß seine Schaffenskraft erlahmte. Die völlige Verständnislosigkeit seiner Umgebung für das, was ihm am Herzen lag, machte ihn viel mehr von Tag zu Tag verdrossener und arbeitsunlustiger. Was konnten die vielfach oberflächlichen Verehrer der Corneliusschen Großzügigkeit, die im Grunde nichts ist als eine verbesserte und etwas verdeutschte Neuauflage des Davidschen Pathos, anfangen mit Bildchen von lächerlich geringem Umfang, aber unendlicher Tiefe? Es kam allerdings damals schon in München ein farbenfreudiger Realismus auf, dessen beste Vertreter nachher H. Bürkel und P. Heß waren, und von dem J. Gensler und H. Kauffmann noch viel lernen sollten. Oldach ist auch einmal mit einem gewissen Altmann, der dieser Richtung huldigte, in Berührung gekommen und ins Gebirge gereist. Während aber ihm unendlich wohl wird angesichts der ruhigen Größe der Bergwelt und der freundlichen guten und gesunden Menschen und der an Raffael erinnernden Kinder mit ihren ernsten Augen, freut sich sein Begleiter nur »über recht saftige Töne, die er in einem schmutzigen Bauernhause entdecken kann«. Das Derbe und Humorvolle dieser zum Naturalismus hinstrebenden Richtung stimmte zu seiner Delikatesse ebenso wenig, wie die klassizistische Gedankenblässe der Cornelianer zu seiner Überzeugung, daß man beständig die Natur studieren müsse. Auch den selbst-

bewußtesten und seiner Ziele sichersten Menschen machen das Ausbleiben jeder Anerkennung und beständige Einwendungen schließlich mürbe. »Von fast allen«, klagt er, »werd ich in meinem Streben verkannt und alle Augenblick muß ich von mir sagen hören: Der Mensch ist auf einem falschen Weg.« Zwar sagt er sich, daß es Narrheit sei, auf solches Geschwätz zu hören. Aber er fühlt sich dadurch doch so leicht entmutigt, und das gerade ist ihm ein Beweis seiner Talentlosigkeit. Er habe ja auch den Winter so schlechtes Zeug gemacht, daß es eine Schande und Sünde sei. Was mag er gelitten haben, wenn er, der strebsamste von allen, schreiben mußte: »Ihr Menschen in Dresden macht gewiß ungeheure Fortschritte und ich armer Teufel mache solch schreckliche Rückschritte, und darüber möchte ich toll werden«. »Sacrament, ich hab den ganzen Winter doch beinah nichts gemacht, wie allerhand Spielereien, bei denen ich nichts lernte«, heißt es dann wieder, als er durch seinen Vater erfahren, daß Asher »ein gewaltigs Bild« gemalt und überhaupt in Düsseldorf ungeheure Fortschritte gemacht habe. Er fürchtet sich geradezu vor Ashers demnächstiger Ankunft in München. Der werde gewiß den Kopf noch höher als sonst tragen und mit vornehmer Miene auf ihn, den armen Stümper, herabsehen. Bei eigener Prüfung der vielgepriesenen Werke des Landsmannes überzeugt er sich allerdings, daß er zum Neide so großen Grund nicht habe. Bei Oldachs Gerechtigkeitsgefühl ist man sicher, daß dieses Urteil nicht durch inzwischen vorgekommene Differenzen beeinflußt ist.

Ihm sagten die wenigsten Menschen zu. Unglücklicherweise machte er trotz seiner Kenntnis der menschlichen Seele, auf die er sich etwas zu gute tat und die ihm bei Bildnissen ja auch trefflich zu statten gekommen ist, mehrmals schlechte Erfahrungen mit Leuten, denen er vertrauensvoll entgegengekommen. Trotz herzlichen Ingrimms wünscht er aber dann immer noch, sie auf rechte Wege zurückführen zu können. Er blieb auch in Zeiten höchster Verbitterung immer fähig, den einen oder andern »ungeheuer lieb« zu gewinnen. Mit den sanften puritanischen Dresdenern verglichen, denen die Kunst Religion und das Tanzen beinahe eine Sünde war, erschienen die Besucher der Münchener Akademie allerdings ziemlich roh. Gleich zu Anfang hatte er sich an ein paar Rheinländer angeschlossen, »die Lust und Trieb hatten, was zu lernen, dabei Deutsche mit Leib und Seele«. Diese letztere Eigenschaft schätzte er damals sehr hoch, wollte er doch einen Künstler, der, eben aus Italien zurückgekehrt, auf Deutschland schmähte, zur Türe hinauswerfen und nahm er sich doch bei dieser Gelegenheit

vor, niemals über die Alpen zu gehen, um nie in gleiche Versuchung zu kommen. Es dauerte jedoch nicht lange, so hatte er sich von jenen im Grunde herzensguten »feurig-lebendigen Kerlen« abgewandt, wegen des leichtsinnigen Tons ihrer Gespräche und weil sie nach Münchener Art immer in Kaffee- und Bierhäusern lägen. Das ganze Volk, in dessen Mitte zu gehen ein rechter Eselsstreich gewesen sei, ist ihm zu flau und lau und ohne rechten Eifer und Trieb; gegen Indifferenz aber hat er den größten Abscheu. Immer mehr zieht er sich auf sich zurück und arbeitet er, so gut es gehen mag, einsam auf seinem Zimmer. Vielleicht hat ihn außer dem Kummer auch Kränklichkeit reizbar gemacht. Er klagt freilich nur zuzeiten über höllenmäßige Zahnschmerzen und über die eisige Kälte, die dem nächstens kommenden Erwin hoffentlich nicht gefährlich werden würde, sieht aber auf dem Selbstbildnis des Stammbaums schon recht schwindsüchtig aus. Gewiß, er wird manchmal zu empfindlich gewesen sein, wiewohl er es in Abrede stellt. Aber wer einmal das mehr als ungezwungene Treiben angehender Künstler in ihren Kaffees in München beobachtet hat, würde es auch bei einem minder feinfühligen Menschen begreifen, daß er sich abgestoßen fühlte.

Oldach wollte nicht zu den ganz Zarten gezählt werden; aber nach dem Zusammensein mit solchen Kollegen fühlte er sich jedesmal verstimmt und unfähig zum Schaffen. Denn auf sein Arbeiten hatte nach seiner eigenen Erklärung sein Gemüt einen gewaltigen Einfluß. »Aber dies unendliche reinere, zarte Gemüt«, heißt es dann an der betreffenden Stelle weiter, »was so deutlich mir aus allem hervorleuchtet, was Erwin mir schreibt, hat mich viel ernster und doch heiterer zugleich gemacht, daß das Arbeiten nun viel besser von statten geht. Ich hab den Erwin auch so lieb, daß ich es gar nicht sagen kann, und solange ich an ihn und seine Familie denken kann, bleibe ich gewiß gut und fromm, und ich wünsche von Herzen, daß er mir recht oft schreiben mag.«

Als er den zärtlich geliebten Freund und Julius Milde dann bei sich in München hatte, wurde es aber auch nicht besser. Wohl haben die drei treu zusammen gehalten, wenn auch kleine Reibungen nicht ausblieben und der wie ein Kind gehütete und mit einer gewissen Eifersucht beobachtete Erwin sich manchmal mit anderen Freunden mehr, als Milde billigte, amusierte. Wohl hat das Kleeblatt bei einem Tannenbaum einen sehr gemütlichen Weihnachtsabend gefeiert. Nach einer von Oldach früher schon gezeichneten Anbetung der Hirten, auf der die Hirten die Köpfe der drei und anderer Freunde hatten, war ein Transparent gemacht worden; der Urheber des Bildes bekam Noten und Ansichten

aus dem Gebirge geschenkt. Aber in einer von Milde für die Hamburger Ausstellung gemalten Gruppe sah der links stehende Oldach »halb satirisch, halb finster in den Tag hinein«. Und der so charakterisierte war, so wenig ihm das Porträt sonst gefiel, und mit so großer Mühe er zu bewegen gewesen, dazu zu sitzen, mit dem Ausdruck seines Kopfes sehr zufrieden.

Er führte, wie Milde klagt, ein trauriges Leben, riß seine Zeichnungen immer wieder in Fetzen und wurde wild und verfluchte sich, wenn man ihn aufzuheitern versuchte. Er habe viel Talent, daran zweifle kein Mensch, viel mehr als er, der Schreiber des Briefs selbst. Aber zum Maler sei er verdorben, weil er keine Ausdauer habe.

Oldach selbst machte jetzt einen neuen Grund für seine Unfähigkeit, etwas Befriedigendes zu schaffen, ausfindig, die Überlegenheit Spekters nämlich, der mit seinem tiefen, dabei aber aller Sentimentalität baren, religiösen Gefühl bald Overbeck und die anderen überflügelt haben werde. Vor seinen Zeichnungen steht er wie ein armer Sünder und mag keinen Bleistift mehr anrühren. Im selben Briefe, in dem er — nunmehr schon am 7. April 1826 — das schreibt — erwähnt er auch voll Verzweiflung eine Zeichnung, in der er sich einmal von seinem kleinen Maßstab zu fußhohen Figuren aufgeschwungen habe. Sie sei aber so schändlich geworden, daß er sich geschämt habe, wie ein Göhr.

In solcher Stimmung legte er Cornelius, der endlich gekommen war, seine letzten Sachen vor, nachdem seine Kunst schon seit dem Sommer vorher in dessen Dienst gestanden. Mit einer gegen sich selbst grausamen Genugtuung berichtet er Rietschel, der ihn tröstend einen vorzüglichen Zeichner genannt, was der große Mann gesagt hat. »Ja, du sollst dich wundern«, ruft er jenem zu, »du solltest nur dabei gewesen sein, wie ich vor acht Tagen mit meinen letzten Sachen zum Cornelius ging, wie er da ein über das andere Mal ausrief: aber mein lieber Freund, wie können Sie so zeichnen! — Ich bin auch jetzt so an mir selbst irre geworden, daß ich lieber möchte, ich wäre Schuhputzer oder Schneider geworden, als Maler.«

Ein größerer Kontrast als der zwischen der Malweise gerade dieser beiden Künstler kann kaum gedacht werden. Cornelius mußte notwendig in äußerstes Erstaunen darüber geraten, daß man mit so unglaublicher Gewissenhaftigkeit und Anspruchslosigkeit im kleinsten Punkte die größte Kraft sammeln konnte. Daß er den jungen eigenartigen Hamburger mit seinen Schülern zusammen nach wie vor beschäftigte, zeigt, wie weit er von völliger Verkennung seiner Vorzüge



Lesezeichen

entfernt war. In selbstquälerischem Behagen, mit seiner Verzweiflung recht zu haben, legte sich dieser jedoch die Worte des hochangesehenen Sachverständigen möglichst ungünstig aus. Er hätte vielleicht aus ihnen trotz der bei einem Cornelius selbstverständlichen prinzipiellen Ablehnung etwas wie Bewunderung heraushören können, wäre nicht durch die zwei Münchener Jahre der ihm eigene Pessimismus zu unheilbarer, bitterer Hoffnungslosigkeit gesteigert worden.

Nunmehr hätte er aber wieder aufleben können. Er ist von jetzt ab sehr viel in Cornelius Nähe, so daß er von ihm immer das Neueste erfährt, z. B. Overbecks angeblich bevorstehende Übersiedelung nach München, künstlerische Pläne des Königs usw. Aber die Art, wie Cornelius hier mit seinen Genossen arbeitet und lebt, findet er nicht so nett, wie er sich's gedacht. Die meisten Corneliusschüler gehen auch für immer fort aus diesem »Teufelsnest«. Porth, der sich in Hamburg unglücklich fühlt und an München denkt, sollte lieber daheim bei seiner Ölmalerei bleiben. Aus der Art, wie Oldach am Schlusse des höchst melancholisch eingeleiteten Briefes von alledem spricht, merkt man freilich doch die Wiederkehr einigen Selbstbewußtseins. Er nennt die anderen Künstler, die außer ihm und seinen Landsleuten Speckter und Asher und außerdem von ihm hochgeschätzten Fellner bei Cornelius bleiben, wenig tüchtige Kerls, und er weist warnend auf die nicht leicht zu überwindenden Schwierigkeiten der neuen Technik hin. In erwachender Arbeitslust bestellt er sich auch frische Farben für die vertrockneten alten.

Sich aus seinen lähmenden hypochondrischen Stimmungen ganz aufzuraffen, hätte er wohl auch durch Nachrichten von zu Hause in eigentümlicher Weise veranlaßt werden können. Sein geliebter treuer Vater, dessen Porträt in seinem Zimmer neben dem Rietschels hing, hatte ihm wohl von Kunstereignissen in Hamburg und von diesem und jenem Nachricht gegeben. Verschwiegen aber hatte er schweren Kummer, den ihm sein zweiter Sohn Matthias verursacht. Dieser war kurz vor seinem Abgang zur Universität, wo er Rechtswissenschaft und nicht, wie er gern wollte, Botanik studieren sollte, nahe daran gewesen, zusammen mit dem Sohn eines Nachbarn, dem Genossen leichtsinniger Streiche, heimlich nach Amerika zu gehen. Er hat dann nach einem halbjährigen Erholungsaufenthalt auf dem Lande das seinen Interessen näher liegende, aber doch praktische Studium der Medizin ergreifen dürfen. Wir finden ihn auf dem Stammbaum in Ausübung des ärztlichen Berufs dargestellt. Julius Oldachs, nach Mildes Zeugnis im Februar 1826 gezeichnete, gemütvolle »Rückkehr des verlorenen Sohnes« hat gewiß Beziehung auf ihn. Dem Bruder in München aber fiel es, als er nachträglich von den Aufregungen des Elternhauses erfuhr, schwer aufs Herz, daß er in dieselben hinein seine verzweifelten Briefe geschickt. Statt des kräftigen Entschlusses freilich, den man nun bei dem Ältesten erwartet, durch Tüchtigkeit nämlich die Verschuldungen des Jüngeren wett zu machen, findet man nur die niederdrückende Äußerung einer kranken Seele: »Ich glaube nun nicht, daß nach einem von uns Jungen was herauskommt. . . . Mein Vater ist nur zu gut, das ist die Hauptsache, sonst wäre vieles bei uns anders; denn der gibt nur das Geld aus, und weiß nicht, was einem not tut«.

Wie treu er aber trotz solcher Bitterkeiten die Seinen liebte und ihr und ihres Tuns Bild im Herzen hegte, zeigt eine bis jetzt noch nicht wieder aufgefundene Zeichnung, die er zu Weihnachten 1825 nach Hause geschickt. Nach der Schilderung Milde, die durch eine die ganze Anlage angebende Skizze unterstützt wird, sah man auf dem langen mittleren Felde des rechteckigen Blattes die Familie, ähnlich wie auf dem späteren Stammbaum, um den Tisch versammelt, diesmal aber im Begriff, Mittag zu essen. Der Vater schneidet Brot; die älteste Schwester bindet den Kleinen die Serviette vor; ein kleiner Bruder sieht sehnsüchtig nach den Klößen in der Suppe. Dieses Bild umgaben kleinere Rechtecke mit Szenen aus den verschiedenen Tageszeiten vom Morgen bis zum Abend, die Backstube und anderes darstellend. Um das Ganze herum zog sich noch

ein Rahmen mit Brezeln und Broten. Diese Vorstudie zum Stammbaum, wie wir sagen können, gefiel Milde ausnehmend.

Des Alten Wohlhabenheit ermöglichte dem Sohne eine völlig sorgenfreie Existenz und eine gewisse noble Haltung in Geldsachen den Fremden gegenüber. Eine Reise nach Italien, die für andere, von ihm für viel würdiger gehaltene Künstler, nicht oder schwer erreichbar ist, unterläßt er nur deshalb, weil er glaubt, bei seiner vermeintlich geringen Begabung nicht den entsprechenden Nutzen daraus ziehen zu können. Der bei jungen Leuten seines Alters oft vorhandene Wunsch, finanziell auf eigenen Füßen zu stehen, tritt bei ihm in keiner Weise hervor. Materielle Gründe waren es also kaum, die ihn an Cornelius gefesselt haben. Einzig und allein das Bedürfnis, sich an eine starke Persönlichkeit anzulehnen, wird für ihn maßgebend gewesen sein. Er bedurfte wohl, um aus dem Grübeln und Feilen zu kräftiger Produktion zu gelangen, äußeren Antriebs. Die Freskomalerei hatte auch, wie er selbst erkannte, das Gute, daß sie ihn zwang, rasch und kühn ohne zu langes Besinnen zu arbeiten. »Was ich den Sommer mache«, schreibt er, »weiß ich noch nicht gewiß, es kommt auf Cornelius an.« In eine schülerhafte Selbstaufgabe ist er darum aber nicht etwa herabgesunken. Es macht ihm keine Bedenken, einen großen Karton Fellners, der die Ankunft der Burgunder in Bechlaren behandelt, über Corneliussche Werke zu stellen. Er tut es deshalb, weil viel mehr Begeisterung darin sei und weil unter immer vollkommenerer Überwindung der Manier mehr und mehr nach der Natur und nicht aus dem Kopfe gearbeitet sei. Erwins »Auferweckung des Lazarus« freilich zeige noch weniger Sentimentalität und stehe auf festeren Füßen. In dieser Kritik zeigt sich Oldach doch noch als derselbe Realist und Feind jeder Manier und Schablone, als der er nach München gekommen war.

Aber die Freskomalerei, die ihm bereits besser von der Hand geht als die Ölmalerei, und manche ihrer Erzeugnisse in der Glyptothek gefallen ihm nun schon ausnehmend. Es fehlt nur zum Zustandekommen von Werken dauernden Wertes die nötige Ruhe. Alles wird so rasch vergehen, wie es entstanden ist. Die, wie er fürchtet, bald zu erwartende Verderbnis der Glyptothekbilder durch Feuchtigkeit ist ihm symbolisch dafür. Daß alles den schwindsüchtigen Charakter des ganzen Zeitalters trage, daran sei aber die ruhmdürstige Hast des Königs schuld. Und hier nimmt der Gedankengang des jungen Hanseaten eine überraschende Wendung. »Ich glaube nicht«, sagt er, »daß was Gediegenes, Festes

in unserm Jahrhundert zustande kommt, wenn nicht das Volk selbst Anteil daran nimmt. Am meisten hoffe ich von den freien Städten Hamburg und Frankfurt; wenn da nur erst die Leute ans Ruder kämen, die ich wollte, dann sollten die Leute sich bald wundern, was in Hamburg beschickt wird. Da gibt das Volk zu allem her, was gemacht wird, drum will es auch sehen, was es wird, und auf die Art muß es schon mehr Anteil nehmen wie anderwärts.« König Ludwig erstrebte mit den Mitteln des Herrschers eine geistige Hebung des Volks durch Kunst in Schillers Sinne; der norddeutsche Republikaner dagegen will das Volk als den Auftraggeber sehen, der für sein Geld etwas haben will, dabei Interesse für die ihm fernliegenden Werke bevorzugter Geister gewinnt und zugleich, ohne zu drängen, eine sich ruhig entwickelnde Kunst fördert. Das ist nüchtern und nicht in der oft überschwänglichen Art mancher Verfechter der Volkserziehung durch Kunst gedacht, mutet aber gesund und echt hamburgisch an.

Sollte er sich dem schönen Traume hingegeben haben, es sei ihm vielleicht noch beschieden, bei großen Dingen daheim mitzuwirken, so wäre er um eine Hoffnung mehr betrogen worden. Nicht an Aufträgen des Staats, sondern nur an solchen ihm nahestehender Privatpersonen und selbstgewählten Aufgaben übt er nach seiner Rückkehr seine Kunst. Nach Glück und Zufriedenheit klingt ein ganz kurzer Empfehlungsbrief nicht, den er am 10. April 1828 Ulrich Hübbe mitgab.

Wie ganz andere Erfolge hätte sein Streben und Können verdient! Haben krankhafte Unrast, Ungunst der Verhältnisse und früher Tod ihn darum gebracht, so gebührt doch den von ihm hinterlassenen Werken um ihrer ganz individuellen Vorzüge willen höchste Achtung. Seine aus jeder Zeile der Briefe sprechende ernste Gewissenhaftigkeit aber und aller Schönfärberei und Halbwahrheit abgeneigte Aufrichtigkeit gegen sich und andere und seine bei aller reizbaren Empfindlichkeit doch immer wieder durchbrechende, zum Verzeihen bereite Wärme des Gefühls erwerben ihm Anspruch auf ein liebevolles Gedächtnis bei seinen Landsleuten, die besonders die erstgenannten Züge seines Wesens als gut heimatliche wieder erkennen dürften.



INNENRÄUME UND HAUSRAT AM ANFANG DES XIX. JAHRHUNDERTS

Eine Veröffentlichung, für die es in Hamburg zu spät war, als das Bedürfnis sich regte, hat Josef Folnesics, einer der feinsinnigsten Kunstforscher und Schriftsteller Österreichs, auf Grund reichlich überlieferten Stoffes jetzt eben bei Schroll & Co. in Wien erscheinen lassen: Innenräume und Hausrat der Empire- und Biedermeierzeit in Österreich-Ungarn.

In Hamburg wäre noch vor dreißig Jahren ein ähnliches Unternehmen denkbar gewesen. Es standen noch viele der alten Landhäuser in Hamm und Horn, an der Alster, Bille und Elbe, und die alten Stadthäuser im Wandrahm und den andern vornehmen Straßen waren noch im Winter bewohnt und zum Teil wenig verändert. Seither sind die als Ganzes erhaltenen Einrichtungen fast verschwunden. Was an altem Hausrat noch nicht entführt ist, steht als Einzelstück in anderm oder künstlich erneuertem Zusammenhang. In Österreich-Ungarn haben sich die Schlösser des Herrscherhauses und des Adels nicht nur Einzelstücke sondern Zusammenhänge aufbewahrt.

Diese glücklichen Umstände hat Folnesics mit großer Umsicht benutzt, ein umfassendes Bild der Absichten und Leistungen jener jetzt erst nach ihrem Wert gewürdigten Stilzeit zu entwerfen. Möbel können nur im monumentalen Zusammenhange der Zimmereinrichtung und Dekoration richtig beurteilt werden.

Für die Abbildungen der reich illustrierten Einleitung, die in geistreicher knapper Darstellung, wie wir sie bei Folnesics gewohnt sind, zum ersten Mal die dekorativen Prinzipien der Zeit von 1800 bis 1840 darlegt, benutzt der

Verfasser mit dankenswertester Umsicht das Material der Werkzeichnungen und Entwürfe für Wanddekoration und Möbelbau und fügt die Typen des Tafelsilbers, Tafelglases, der Uhren, Leuchter, Lampen, Kronleuchter hinzu.

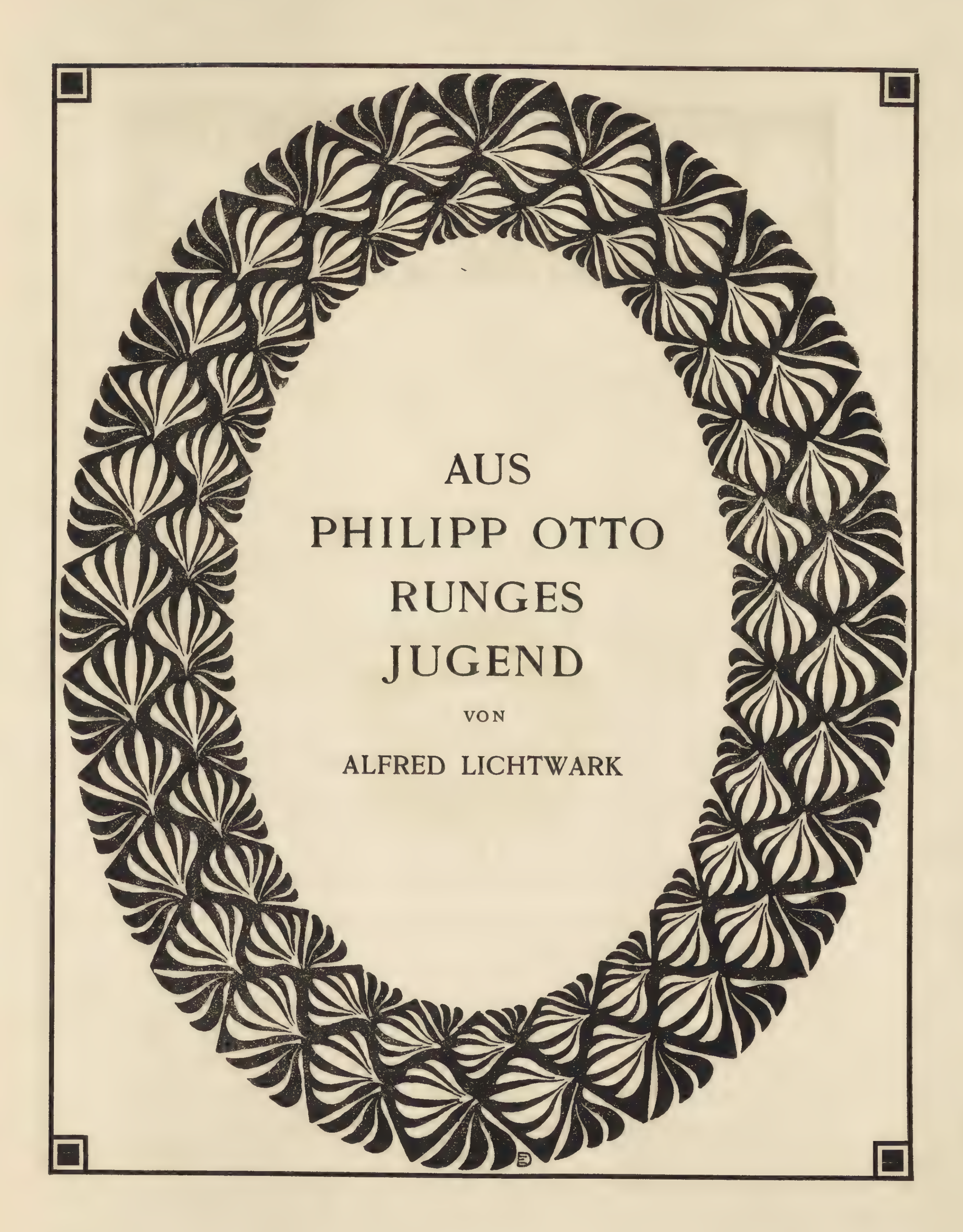
Die sechzig Tafeln bieten die Abbildungen einzelner Möbel, ganzer Einrichtungen und — höchst lehrreich — alte Aufnahmen von Zimmern und Sälen.

Was wir auch in diesen Blättern so oft betont haben, daß die Zeit von 1800—1830 für die Neugestaltung unserer Wohnungseinrichtung die fruchtbarsten Anregungen bieten kann, springt aus jeder Zeile der Einleitung, von jedem Blatt des Tafelteils in die Augen.

Möge das anziehende Werk die Verbreitung finden, auf die es Anspruch hat, und möge es an allen Orten, wo ein ähnliches Unternehmen noch durchführbar ist, zur Nachfolge reizen.

ALFRED LICHTWARK





AUS PHILIPP OTTO RUNGES JUGEND

VON

ALFRED LICHTWARK



Philipp Otto Runge, wie der Künstler von seinen Freunden feierlich und ehrfürchtig genannt wurde, Otto Runge, wie er sich selber in der Regel unterschrieb, wurde am 23. Juli 1777 als neuntes von elf Kindern des Reeders und Kaufmannes Daniel Niklaus Runge in Wolgast geboren, der kleinen pommerschen Landstadt, die damals noch den Schweden gehörte.

Eigene Äußerungen der Eltern liegen nicht vor. Es fällt auf, daß aus dem Nachlaß des Künstlers viele Briefe der Geschwister aber kein einziger vom Vater oder von der Mutter veröffentlicht sind. Rückschlüsse aus Philipp Ottos Briefen an die Eltern und aus seiner Lebensbeschreibung von der Hand des Bruders geben das Bild patriarchalisch regierender Familienhäupter, die von den Kindern mit Sie angeredet werden und deren Entscheidungen in großen und kleinen Dingen ohne Widerspruch bleiben.

Nach einer kurzen und vielsagenden Bemerkung Daniel Runges waltete der Vater mit scharfem Verstand, die Mutter in gemütlichem und selbst in poetischem Sinne. Beide waren einer anspruchslosen Frömmigkeit ergeben, die sich mit fleißiger Übung »an heilige Schrift und Landeskatechismus hielt.« Von ihnen, nicht aus der Schule, stammte des Künstlers tiefe Religiosität.

Auf ihrem Bildnis von 1806 hat der Sohn sie zu ewiger Gegenwart als die lebendige Verkörperung ihres individuellen Lebens und des typischen Elterntums jener Tage hingestellt, den Vater stolz aufrecht, mit scharfem Blick ausschauend, seine Frau, die ihm kaum bis zur Schulter reicht, schon leicht gebeugt,

die Mutter vieler Kinder, milde, eine Rose in der Hand, die sich in den hohen Arm des Mannes hängt.

Philipp Otto war als Kind und durch sein ganzes Knabenalter kränklich und sehr oft bettlägerig, und in der Abwechslung zwischen der Einsamkeit langwieriger Krankenlager, sehnsüchtiger Genesungsstimmungen und der ausgelassenen Lebenslust gesünderer Tage steigerte sich seine natürliche Eindrucksfähigkeit über das gewöhnliche Maß selbst der begabteren Naturen.

Als auf einem Ausflug mit seinem Vater den Zwölfjährigen ein starker Hund anfiel, warf ihn der Schreck zu Boden, sodaß er kaum nach Hause gebracht werden konnte und zwei Monate schwer krank lag. Ein Rückfall, der einige Jahre später eintrat, hätte ihm fast das Leben gekostet. Sein Körper hat die Angst des Augenblicks nie vergessen, und noch in der Todesstunde, als ein langer Kampf seine Kraft erschöpft hatte, schien die Vorstellung von dem anspringenden Untier in alter Schrecklichkeit zurückzukehren.

Auf dem Krankenlager zeigte der Knabe eine rührende Geduld. Früh hatte er sich mit Gedanken an den Tod vertraut gemacht, und in späteren gesunden Tagen erinnerte er sich noch der traumhaften Zustände, da die Seele sich lösen will. An seinen Bruder Daniel schreibt er 1799: »Du liebst, wie wir alle, unsere Mutter von ganzem Herzen, aber so wie ich habt ihr alle sie doch nicht gesehen. Als ich noch klein war, und einmal sehr krank, dachte ich es bei mir, wie ich im Bette lag, recht artig, wenn ich nun stürbe, wie schön es wohl sein möchte, und wie ihr alle um mich weinen würdet, und wie mein Geist euch dann gewiß auch sehen würde. Ich lag in diesem Traum einmal ganz allein und sehr krank, ich möchte beinahe sagen, ich war schon dahin, da kam Mutter ans Bett und sah es, wie ich so vor mich hinstarrte, und die Tränen liefen ihr über die Wangen. Lieber Daniel, ich hatte es mir wohl gedacht, wie ihr über mich weinen würdet, allein, wie ich die Mutter wirklich sah, ergriff mich eine schreckliche Angst, ich fiel ihr heftig um den Hals und drückte sie in der Todesangst so fest an mich, daß sie laut weinen mußte. Aber wie will ich Dir das erzählen, wie mir nun war, und wie ihr war! Da fühlte ich zuerst, daß es wirklich in der Welt war, was ich mir Liebes von euch allen geträumt hatte, und seitdem habe ich mir nie den Tod wünschen können.«

In gesunden Tagen aber war Philipp Otto ein sonniges Geschöpf, dessen zarte, ungefärbte Seele rund umher Liebe und Vertrauen erweckte. Aus seinem

schönen Knabengesicht sprach ein mildes, gütevolles Wesen von herzlicher Innigkeit, dabei aber auch eine natürlich frohe Laune, die ihn zur lebhaften Beteiligung an den Spielen seiner Jugendgenossen drängte. Alle diese Züge hebt sein Bruder Daniel ausdrücklich hervor.

Bis zu seinem zwölften Lebensjahre hatte der Knabe von außen keine besondere Anregung empfangen, denn mit der Stadtschule, die er in gesunden Tagen besuchte, war es dürftig bestellt. Da trat als erstes großes Ereignis in sein inneres Leben die Persönlichkeit eines bedeutenden Mannes, der noch jung genug war, um dem Knaben menschlich nahe zu kommen. Theobul Kosegarten, der Theologe, Übersetzer und Dichter, wurde zum Vorsteher der Schule ernannt. Er hatte eben die Dreißig überschritten und leitete in das entlegene Städtchen den Strom aller neuen Gedanken und Empfindungen seines Zeitalters. Er richtete die Schule nach neuen Ideen ein und übte eine große Lehrgewalt über seine Schüler, die nach seinem Vorbilde eine überschwängliche Ausdrucksart annahmen.

Bei Philipp Otto Runge haftete jedoch nichts davon, bezeugt sein Bruder. Er gehörte zu denen, die in der Schule geringe Fortschritte machen, nicht weil sie unvermögend sind, sondern weil ihr eigenes Wesen schon zu stark und selbständig arbeitet. So blieb er an Schulerfolgen hinter einem jüngeren und weit weniger begabten Bruder zurück.

Kosegarten ließ sich durch den äußern Mißerfolg nicht täuschen. Er erkannte früh eine tiefere Begabung in dem Knaben, und er legte es dem Vater nahe, ausnahmsweise diesen Sohn einem gelehrten Berufe zuzuführen. Dazu konnte sich der alte Runge jedoch durchaus nicht verstehen. Er hegte eine festgewurzelte Abneigung gegen das Studentenleben auf den Universitäten, und dem praktischen Manne war die weltabgewandte Bildungsart des Gelehrtenstandes verdächtig und unsympathisch.

An den Beruf des Künstlers dachte zunächst noch niemand, obwohl der Knabe dem innern Drang zum Schaffen von ganz früher Kindheit an in allerhand künstlerischer Kleinarbeit Luft zu machen suchte. Er schnitzte in Holz, zeichnete Schattenrisse und schnitt Figuren in Papier aus. Seine Lehrer waren dabei die Geschwister, die allerlei technische Fähigkeit ausgebildet hatten und Geschmack besaßen. Dagegen förderte ihn der stümperhafte Unterricht im Zeichnen, den er von einem Amtsmaler erhielt, sehr wenig. Daß sein Vater ihn im Zeichnen unterrichten ließ, wird durch praktische Erwägungen bedingt gewesen sein.



Lesezeichen

Damals lebte noch allgemein die Vorstellung von der Nützlichkeit und Verwendbarkeit der Zeichenkunst.

Bruder Daniel erinnerte sich, als er Philipp Ottos Lebensgeschichte schrieb, »der Darstellung durch die Scheere«, in der der Knabe 1790 geschildert hatte, wie ein großer Marder oder Iltis in einer von den Geschwistern und den Nachbarskindern gestellten Schlinge gefangen und totgeschlagen wurde. Wir dürfen uns darunter eine Silhouette aus weißem Papier vorstellen. Drei Jahre später hatte der Knabe Vögel als Schachfiguren geschnitzt und zierlich bemalt. Auch von Bildnis- und Blumenzeichnungen des Knaben berichtet der Bruder. Für uns hat besonders die Nachricht über das frühe Interesse für die Silhouette als Ausdrucksmittel und über den Hang zum Bildnis und die Freude an der Blume Wert.

Derartige Arbeiten, auf die der Sinn des Knaben unablässig gerichtet war, gaben Kosegarten, der auch nach seiner Berufung in ein Predigtamt auf der Insel Rügen die Verbindung mit der Familie Runge nicht aufgegeben hatte, späterhin Anlaß, dem Vater zu raten, er solle den Knaben Künstler werden lassen. Zwar sei er selber zu keiner besonderen Kunstkenntnis gelangt, doch soviel vermöge er einzusehen, »daß der Beruf des jungen Mannes zum Künstler seit seiner Erschaffung entschieden gewesen sei«.

Der Vater mochte wohl durch solche Äußerungen eher beunruhigt als erfreut worden sein. War ihm schon jeglicher gelehrte Beruf unbehaglich gewesen, so mußte ihn der Gedanke an Künstlertum geradezu erschrecken, denn weder er selbst noch einer der erwachsenen Söhne besaß die geringste Kenntnis, »wie darauf ein Fortkommen zu gründen sei«. Das Bürgertum der norddeutschen Städte lebte gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts fast ohne Berührung mit einer zeitgenössischen großen Kunst. In den wenigen wohlhabenden Städten wurde zwar eifrig gesammelt, aber wohl so gut wie ausschließlich alte Kunst. Erst von den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ab gab es wieder eine deutsche Kunst, die die Anlage von Gemäldesammlungen im wohlhabenden Bürgerhause gestattete. Alle Schaffenskraft hatte sich an die Akademien geflüchtet. Selbst Bildnismaler von Bedeutung waren außerhalb der Akademiestädte selten. In Hamburg zum Beispiel war nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kein eingesessener Bildnismaler von höherem Range mehr tätig, und das zu einer Zeit von wachsender Wohlhabenheit und ungewöhnlichem Luxus. Gerdt Hardorff und Christopher Suhr hatten von Bildnisaufträgen nicht mehr das Leben. Der eine mußte als Zeichenlehrer, der andere als Panoramenmaler und Verleger sein Brot suchen. Der alte Waagen, Vater des berühmten Forschers, war Zeichenlehrer und Kunsthändler. Fremde Künstler kamen gelegentlich auf Gastrollen. Da ist es nicht weiter zum verwundern, daß Vater Runge von seinem Standpunkt in Wolgast und sogar Daniel Runge, der bereits in Hamburg ansässig war, die Vorstellung, Philipp Otto könnte als freier Künstler sein Leben einrichten, nicht ausdenken mochten. Der arme Künstler, der als Zeichenlehrer oder als Kunsthändler magern und unsichern Verdienst suchen mußte, spielte neben dem Landwirt und dem Kaufmann eine gar zu traurige Rolle. Als später Philipp Ottos Einlenkung in den Malerberuf im Kreise der Familie erörtert wurde, kam die Tätigkeit des Kunsthändlers nicht nur um den alten Vater zu beruhigen mit in Anschlag. Wenigstens Daniel Runge scheint der Meinung gewesen zu sein, dieser Nebenberuf ließe sich nicht ausschalten.

Vater Runge durfte sich mit Recht über die Zukunft Philipp Ottos sorgen. Der älteste Sohn war Kaufmann in Hamburg, drei Söhne hatten sich der Landwirtschaft zugewandt, ihr Weg schien bereitet. Da aber Philipp Otto zum Landmann nicht stark genug schien, und die gelehrten Berufe des Vaters Billigung nicht fanden, so blieb schließlich nur der Kaufmann übrig.

Auch Philipp Otto fügte sich. Er schrieb 1792 an seinen Bruder Daniel, er habe zwar zum Geschäft nie rechte Lust gehabt, wolle aber, da Daniel es wünsche und er sich selber zu einem dritten Betriebe nicht entschließen könne, den Kaufmannsstand wählen. Er wünsche dann aber, bei ihm in Hamburg einzutreten, da er denke, daß eine andere Wahl, wenn sie künftig anstehen sollte, dort so gut wie hier getroffen werden könne.

Daß er mit allen Gedanken und Träumen bei diesem Vorbehalt weilte, wurde dem Bruder klar durch den Schmerz, den Philipp Otto auf die Nachricht vom Tode des jungen Hamburger Malers Ludwig Eckhardt an den Tag legte. Er hatte sich offenbar sehr viel von ihm versprochen.

Endlich im Mai 1795 holte ihn Daniel in Wolgast ab.

Statt des Knaben, den er in der Erinnerung hatte, trat ihm der Jüngling entgegen. Otto war damals gar lieblich in der äußeren Erscheinung mit dem offenen Blick der seiner Familie eigenen blauen Augen, schreibt Daniel später. Doch hatte sich sein blondes Haar schon in straffes braunes verwandelt mit einem Wirbel über der Schläfe. Daniel fand auch die Narbe über einer Braue noch unverwachsen. Er hatte einst im Spiel seinen Bruder gefährlich verletzt, und er vergaß nicht, sich zu erinnern, wie gutmütig das Kind es hingenommen hatte. Ein jüngerer Bruder war Otto nun schon über den Kopf gewachsen, wie er denn, obwohl über mittelgroß, doch unter seinen langen Brüdern der kleinste blieb.

Mit seiner Gesundheit stand es nicht gut. Die Eltern ließen sich versprechen, daß er körperlich und geistig geschont werden sollte.

So traten sie die Reise nach Hamburg an, nicht ohne Sorge den Beschwerden der Reise entgegensehend.

Sie lebten als gute Kameraden miteinander, obwohl der Altersunterschied von einem vollen Jahrzehnt sie trennte. Aber der ältere hatte die überragende Begabung des jüngeren schon erkannt, der Briefwechsel hatte sie einander sehr nahe gebracht, und auf dem Boden des festen und innigen Familienzusammenhanges fühlten sie sich im Verhältnis zu dem herrschenden Elternpaare einander gleich.





NACHAHMUNG

In den letzten Jahren haben einige deutsche Städte angefangen, ihre Neubauten im Charakter der alten örtlichen Baukunst zu errichten.

Das Ergebnis zu beobachten ist ungemein lehrreich. Am wichtigsten vielleicht in Nürnberg.

Hier sind ganze Straßenprospekte, ganze Stadtteile neu aufgeführt in Anlehnung an die malerisch reichsten Bauformen des Bürgerhauses aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Im alten Nürnberg ist das deutsche Giebelhaus selten. An seine Stelle trat die reiche Entwicklung des wie ein Pavillon freistehend und ohne organische Verbindung mit den Motiven der Hauswand entwickelten Erkers.

Jeder Besucher Nürnbergs hat empfunden, wie köstlich solch ein mit Säulen und zierlichem Dach geschmückter Erker über einer schmucklosen Hauswand wirkt im Straßenbild der alten Stadt, wo man bei dem vielgestaltigen Gelände die Dächer in allen Ansichten erblickt, bald ihnen aufs Haupt sieht, bald sich mit ihnen in gleicher Höhe befindet, bald aus der Ferne von tief unten zu ihnen emporsieht. Daß bei den engen gewundenen Straßen und bei dem hügeligen Gelände des alten Nürnberg die Dächer am stärksten sprechen, haben die instinktmäßig schaffenden alten Baumeister wohl empfunden und auf die Ausbildung des Daches ihre höchste Kunst verwendet. Hauswand und Portal treten dagegen bis ins siebzehnte Jahrhundert erheblich zurück.

Wenn nun das neue Nürnberg im Stil des sechzehnten Jahrhunderts errichtet wird, so läßt sich nicht leugnen, daß der erste Eindruck der aus solidem roten Sandstein errichteten mächtigen Fassaden mit dem üppig geschmückten Dach darüber, nicht ungünstig ist. Man freut sich über die lokale Note, die in der modernen Architektur anderer deutscher Städte so selten ist, und verfolgt mit Teilnahme, wie die alten Gedanken abgewandelt werden. Es ist guter Wille und Lokalgefühl bei Bauherren und Baumeistern vorhanden.

Aber es stellen sich dann doch Zweifel ein, ob es richtig ist, das Alte so oft und so getreu zu wiederholen. Das Stadtbild bleibt zwar einheitlich dabei, aber es wird auch in seiner Üppigkeit eintönig. Und wer durch die neuen Stadtteile und die umgebauten alten Straßen zum Zentrum kommt, hat nicht mehr wie früher einen frischen und tiefen Eindruck von den alten Bauten, denn er hat ihre Motive schon abbesehen.

Und dann fragt er sich: tut man recht, die Erker, die das moderne Haus nicht braucht, das, wie unsere Tracht, auf lediglich schmückendes Beiwerk zu verzichten die Neigung hat, auf jedem Zinshaus anzubringen?

Die langen Straßenfluchten von Mietskasernen mit Erker an Erker desselben Motivs, soweit der Blick trägt, haben keinen Reiz mehr für unser Auge. Und die Eintönigkeit der Überladung wirkt langweiliger als die Eintönigkeit der Armut, denn von dieser verlangt niemand etwas.

Was da in Nürnberg vor sich gegangen ist, sollte man überall in Deutschland, wo man alte, wohlerhaltene Stadtbilder durch Kopieren der alten Formen festzuhalten sucht, aufmerksam prüfen.

So war es nicht gemeint, wenn für die Wiederbelebung der heimischen Bauweise gefochten wurde.

ALFRED LICHTWARK





MITGLIEDERVERZEICHNIS DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

EHRENVORSITZENDER

Se. Magnifizenz Herr Bürgermeister Dr. Burchard

EHRENMITGLIEDER

Fräulein Ebba Tesdorpf
Frau Marie Zacharias

VORSTAND

Vorsitzender:
Herr Ed. Lorenz-Meyer
Vorsitzende:
Frau Marie Zacharias
Schriftführer:
Herr Landrichter Schiefler
Stellvertretender Schriftführer:
Herr Professor Hans Brauneck
Kassenführerin:
Fräulein Emma Roosen

PRÜFUNGSKOMMISSION

Vorsitzender:

Herr Ed. Lorenz-Meyer

Mitglieder:

Frau Marie Zacharias
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis
Frau Dr. Engel Reimers
Frau Generalkonsul Bohlen
Herr Professor Dr. Lichtwark



ANREGUNGSKOMMISSION

Fräulein Emma Droege
Fräulein Marie Kortmann
Frau Dr. Kümmell
Fräulein Elisabeth Lantzius
Herr Dr. H. Merck
Frau Toni O'Swald
Frau Professor Olga Zacharias

ORDENTLICHE MITGLIEDER

Frau Albers-Schönberg
Herr Carl Andresen, Blankenese
Fräulein Sylvia Becker
Frau Dr. Hermann Behn
Herr Generalkonsul Ed. Behrens
Herr Theodor Behrens
Herr Dr. S. Blohm
Herr Otto Blohm
Frau Otto Blohm
Herr Oberlandesgerichtsrat Blumenbach
Frau Oberlandesgerichtsrat Blumenbach
Herr H. D. Boehme
Frau Generalkonsul Bohlen
Herr Oberlandesgerichtsrat Dr. Otto Brandis
Frau Oberlandesgerichtsrat Dr. Brandis
Herr Dr. G. T. Brandis
Frau Dr. G. T. Brandis
Fräulein Maria Brandis
Herr Professor Hans Brauneck
Fräulein Emilie Brock
Frau Baronin v. Brockdorff, Annettenhöhe bei Schleswig
Herr Major Fritz Bronsart von Schellendorff, Berlin
Frau Veronika Bronsart von Schellendorff, Berlin
Fräulein Bodild Bronsart von Schellendorff
Herr Dr. A. W. Burchard
Fräulein M. Busse
Fräulein Clara Dörken
Herr Ernst Dossmann, Magdeburg
Fräulein Emma Droege
Herr Otto Embden
Frau Otto Embden
Frau Dr. Engel Reimers
Herr Architekt Julius Faulwasser
Fräulein Erna Ferber
Fräulein Paula Fischer
Herr Dr. Fitzler
Frau Dr. Fitzler
Frau Professor Fritsch
Herr Oberlandesgerichtsrat Funke
Frau Oberlandesgerichtsrat Funke
Frau Elisabeth Gleisner, geb. Stoltz
Herr Adolf Glüenstein
Herr Bernt Grönvold, Berlin
Frau Lili Hadenfeldt
Herr Dr. Hallier
Frau Theodor Hampe
Herr W. Hane
Fräulein Nanna von der Hellen

Frau Dr. Rudolf Hertz
Fräulein Johanna Hirsch
Fräulein Marie Hirsch
Herr Architekt Janda
Herr Dr. med. Jessen
Herr Heinrich Kaemmerer, Forsthaus Heimfelderholz b. Harburg
Herr Ernst Kalkmann
Fräulein Kaumann
Frau Melanie Kayser, geb. Hertz, Reinbek
Herr Harry Graf Kessler, Berlin
Frau M. Kochen, geb. Kaemmerer
Herr Amtsrichter Dr. Knauer
Fräulein M. Kortmann
Frau Oberst v. Krause
Herr Dr. O. Krebs
Frau R. C. Krogmann
Frau Dr. Kümmell
Fräulein Elisabeth Lantzius
Herr Victor Lappenberg
Frau Dr. Lehmann
Herr Dr. W. Lenel, Straßburg
Herr Professor Dr. Lichtwark
Frau Mary A. Loesener-Sloman
Herr Ed. Lorenz-Meyer
Herr Dr. Alexander Lutteroth
Frau Justizrat Dr. Otto Magnus, Braunschweig
Fräulein Marie Luise Martienssen
Herr Dr. H. Merck
Herr Arnold Otto Meyer
Herr Dr. Mohrmann
Frau Möring geb. Tietjens
Herr Aug. W. F. Müller
Herr Dr. Müller
Herr Henry P. Newman
Herr Pastor Nicolassen
Frau Pastor Nicolassen
Frau Dr. Oberg
Herr Professor Schnars-Alquist
Frau Professor Schnars-Alquist
Frau Toni O'Swald, geb. Haller
Herr Albrecht O'Swald
Frau Albrecht O'Swald
Frau Paquin
Die Patriotische Gesellschaft
Herr Hardesvogt Petersen in Lübeck
Herr R. Philippi
Frau Marie Pontoppidan
Frau Ida Robinow
Herr Dr. Robinow
Fräulein Emma Roosen
Herr Landrichter Schiefler
Frau Landrichter Schiefler
Fräulein Jenny Schiff
Frau Dr. Max Schramm
Frau Dr. Schütte, geb. Versmann
Frau W. Schröder, geb. Siemssen, Othmarschen
Frau Regierungsrat Schwabach
Herr Dr. Geert Seelig
Frau Dr. Seelig
Herr Hugo Steffens, Wandsbek
Frau Hugo Steffens, Wandsbek
Frau Emanuel Stockhausen
Frau Dr. Ellen Strack
Herr Dr. v. Sydow
Frau Dr. v. Sydow
Herr O. L. Tesdorpf

Frau Oscar L. Tesdorpf
Frau Mary Thielen
Herr Oberlandesgerichtsrat
Dr. Thomsen
Frau Amélie Tietgens
Frau Versmann, geb. Heldt
Herr Dr. Versmann
Fräulein M. Viol
Frau Gerta Warburg, Altona
Frau Dr. Warburg, geb. Hertz
Herr Konsul Ed. Weber
Herr Geh. Justizrat und Kammerherr
von Wedderkop, Eutin
Fräulein Marie Woermann
Fräulein Frieda Wölber
Herr Dr. Albert Wolffson
Herr Landgerichtsdirektor Dr. Wulff
Frau Marie Zacharias
Frau Professor Olga Zacharias
Frau Oberlandesgerichtsrat
Dr. Zacharias

Die Mitglieder der Gesellschaft werden auf einstimmigen Vorschlag der Prüfungskommission von den ordentlichen Mitgliedern gewählt; eine Meldung zur Aufnahme findet nicht statt.





DIE MENZELAUSSTELLUNG. Katalog mit Einleitung. — Menzels Entwicklung — von Alfred Lichtwark. Mit 11 Illustrationen. Hamburg 1896.

DIE RUTHSAUSSTELLUNG. Katalog mit einer Biographie nach Aufzeichnungen von Valentin Ruths Bildnis von Valentin Ruths und 8 Illustrationen. Hamburg 1896.

DIE BÖCKLINAUSSTELLUNG. Einleitung — Vom Urteilen — von Alfred Lichtwark. Mit 4 Illustrationen. Hamburg 1898.

Alfred Lichtwark:

HAMBURGISCHE KUNST. Hamburg 1898. Als Manuskript gedruckt.

KUNSTBLÄTTER der letzten Jahre: Kaiser Wilhelm I., Bismarck und Moltke, nach den Gemälden von Lenbach. Radiert von Rohr. Hamburg von der Alster, von der Elbe und vom Fleet. Originalradierungen von Peter Halm.

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER AMATEURPHOTOGRAPHIE

Alfred Lichtwark:

DIE BEDEUTUNG DER AMATEURPHOTOGRAPHIE. Halle, W. Knapp 1894.

ILLUSTRIERTE KATALOGE von 1893 bis 1903 (zum Teil vergriffen).

INTERNATIONALE KUNSTPHOTOGRAPHIEN, herausgegeben von Ernst Juhl. Verlag von Wilhelm Knapp, Halle a. S. 1900.

HELIOGRAVÜREN NACH GUMMIDRUCKEN von Mitgliedern der Gesellschaft zur Förderung der Amateur-Photographie. Herausgegeben i. A. der Gesellschaft von Ernst Juhl. Hamburg 1903. Ätzung und Druck von Meisenbach, Riffarth & Co., Berlin.

KUNSTBLÄTTER: J. Wohlers, Mathilde Arnemann, Originalradierung.

LEHRERVEREINIGUNG ZUR PFLEGE DER KÜNSTLERISCHEN BILDUNG

Alfred Lichtwark:

ÜBUNGEN IN DER BETRACHTUNG VON KUNSTWERKEN. Mit 16 Tafeln. Hamburg 1897. Als Manuskript gedruckt (II. Auflage, Dresden, G. Kühtmann 1898).

C. Götze:

ZUR REFORM DES ZEICHENUNTERRICHTS. Hamburg, Boysen & Maasch 1897.

R. Ross:

ÖFFENTLICHE BÜCHER- UND LESEHALLEN. Hamburg, C. Boysen 1897.

UNSERE VOLKSSCHÜLER IM STADTTHEATER. (Mit Vorwort von Schulrat Mahraun). Hamburg, C. Boysen 1898.

Dr. M. Spanier:

KÜNSTLERISCHER BILDERSCHMUCK FÜR SCHULEN. Hamburg 1897. III. Aufl. 1902. Leipzig, R. Voigtländer.

C. Götze:

DAS KIND ALS KÜNSTLER. (Zur Reform des Zeichenunterrichts, Heft II.) Hamburg, Boysen & Maasch 1898.

DER ZEICHENUNTERRICHT IN DER GEGENWART. (Mit Vorwort von W. Rein. Sonderabdruck aus W. Reins Encyklopäd. Handbuch der Pädagogik). Langensalza, Beyer & Söhne 1900.

BILDER FÜR DEN WANDSCHMUCK DER SCHULEN: Jean Paul Kayser, Am Kaiserquai.

Tadd:

NEUE WEGE ZUR KÜNSTLERISCHEN ERZIEHUNG DER JUGEND. In deutscher Bearbeitung, reich illustriert. Leipzig, R. Voigtländer 1900. II. Aufl. 1903.

Alfred Lichtwark:

DIE ERZIEHUNG DES FARBENSINNS. Berlin, Bruno & Paul Cassirer 1900.

VERSUCHE UND ERGEBNISSE der Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung in Hamburg. Hamburg, A. Jansen. III. Aufl. 1902.

LILIENCRONS GEDICHTE. Auswahl für die Jugend. Berlin, Schuster & Loeffler 1901.

Dr. J. Löwenberg:

VOM GOLDENEN ÜBERFLUSS. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern für Schule und Haus. Leipzig R. Voigtländer 1902.

H. Wolgast:

DIE BEDEUTUNG DER KUNST FÜR DIE ERZIEHUNG. (Vortrag, gehalten auf der Allgemeinen Deutschen Lehrerversammlung zu Chemnitz 1902.) Leipzig, Wunderlich 1902.

Joh. Ehlers:

DAS SCHATTIEREN IM ZEICHENUNTERRICHT. Die Darstellung der Gegenstände in ihrer körperlichen Erscheinung. (Zur Reform des Zeichenunterrichts, Heft III.) Hamburg, Boysen & Maasch, 1903.

O. Schwindrazheim:

DEUTSCHE BAUERNKUNST. Wien und Leipzig, M. Gerlach, 1903.

JUGENDSCHRIFTEN-KOMMISSION

KATALOG DER HISTORISCHEN AUSSTELLUNG DER JUGENDLITERATUR (in der Kunsthalle. Mit Einleitung von F. von Borstel. Hamburg 1896.

BEITRÄGE ZUR LITERARISCHEN BEURTEILUNG DER JUGENDSCHRIFT. Hamburg 1896.

H. Wolgast:

DAS ELEND UNSERER JUGENDLITERATUR. Hamburg 1896.

BILDERBUCH UND ILLUSTRATION. Hamburg 1896.

HAMBURG. LIEBHABERBIBLIOTHEK

BEGRÜNDET 1895

HERAUSGEGEBEN VON DER GESELLSCHAFT HAMBURGISCHER KUNSTFREUNDE

Die Bibliothek soll der Familie, in der das hamburgische Wesen gepflegt wird, Schriftwerke, die sich auf Hamburg beziehen, in vornehmer Ausstattung zugänglich machen. Abhandlungen über hamburgische Geschichte und Kulturgeschichte, Monographien über hamburgische Künstler, Dichter, Musiker, Neudrucke älterer Schöpfungen der einheimischen Literatur, namentlich der literarisch zum Teil sehr wertvollen Familienbücher sind zunächst in Aussicht genommen. Es besteht nicht die Absicht, Arbeiten zu veröffentlichen, die vorzugsweise den Gelehrten interessieren.

In erster Linie ist die hamburgische Liebhaberbibliothek für die Mitglieder der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde und einige hamburgische Vereine verwandten Charakters bestimmt. — Anmeldungslisten liegen in der Commeterschen Kunsthandlung aus. Die durch ein Mitglied der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde Empfohlenen werden zuerst berücksichtigt, da die Auflage nur in geringer Höhe gedruckt wird. Ein Nichtmitglied kann in der Regel nur ein Exemplar erhalten.

Im Buchhandel wird die hamburgische Liebhaberbibliothek, die den Charakter des Privatdrucks bewahren soll, nicht erscheinen. Auch wird sie nach auswärts nicht abgegeben.

HAMBURGISCHE HAUSBIBLIOTHEK

BEGRÜNDET 1902

Die Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, die Patriotische Gesellschaft und die Lehrervereinigung zur Pflege der künstlerischen Bildung sind 1902 zusammengetreten, um eine Hamburgische Hausbibliothek herauszugeben. Das Unternehmen soll zunächst für das hamburgische Haus, aber durch den Buchhandel allgemein zugänglich, eine Reihe von Werken deutscher Schriftsteller und Dichter herausgeben, die in jedem deutschen Hause vorhanden sein sollten. Bei der äußersten Wohlfeilheit sollen die Bücher geschmackvoll auf holzfreiem Papier gedruckt und in Leinwand gebunden nicht nur die weniger Bemittelten zur Gründung einer Hausbibliothek verlocken. Im besonderen soll die »Hamburgische Hausbibliothek« eine Ergänzung der Tätigkeit der Lesehallen bilden.

Erschienen sind:

Paul Hertz:
UNSER ELTERNHAUS. 1902.
Gebrüder Grimm:
DEUTSCHE SAGEN. 1902.

Friedrich Hebbel:
JUGENDERINNERUNGEN, GEDICHTE (Auswahl von Gustav Falke.) 1903.
Jeremias Gotthelf: ULI DER KNECHT. 1903.

LÜTCKE & WULFF, HAMBURG

